germ.
72
(4,1

P. o. germ. 1772 g/ (4,1
Meißner

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat. . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

25640.
<36608325620018
<36608325620018
Bayer. Staatsbibliothek

Neue belletristische Werke
sehr beliebter deutscher Schriftsteller

aus dem Verlage von Otto Janke in Berlin, welche durch jede Buchhandlung zu beziehen sind:

Meißner, Alfred, Schwarzgelb. Roman aus Oesterreichs letzten 12 Jahren.
1. Abth.: Dulder und Renegaten. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.
2. Abth.: Aus der Emigration. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.
3. Abth.: Vae victis. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.

Oettinger, Ed. Maria, Die nordische Semiramis, oder Katharina II. und ihre Zeit. Historischer Roman.
1. Abth.: Die nordische Semiramis. 3 Bde. Geh. 4½ Thlr.
2. Abth.: Mutter und Sohn. 3 Bde. Geh. 4½ Thlr.

Rahel, Wider die Natur. Roman von der Verfasserin der „Zwei Schwestern“ — „Rachel“ u A. 2 Bde. Eleg. geh. 3 Thlr.

Schwartz, Marie Sophie, Gold und Name. 3 Bde. Geh. 3 Thlr.

Schmidt-Weißenfels, Biographische Skizzen und Charakter-Novellen. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Spielhagen, Fr., Problematische Naturen. Roman. Zweite, neu durchgesehene und wohlfeile Ausgabe. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Fortsetzung und Schluß dieses Romans bildet:

— — Durch Nacht zum Licht. Roman. Zweite, neu durchgesehene und wohlfeile Auflage. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Kleine Romane. 4 Bde. 8. Geh. 4 Thlr.
Daraus einzeln:
I. II. Auf der Düne. 2 Bde. Geh. 2 Thlr.
III. Clara Vere. Geh. 1 Thlr.
IV. In der zwölften Stunde. Geh. 1 Thlr.

— — Die von Hohenstein. Roman. 4 Bde. Geh. 5 Thlr. 20 Sgr.

Verena, Sophie, Photographien des Herzens. Erzählungen. 3 Bde. Eleg. geh. 2 Thlr.

Zeising, A., Hausse und Baisse. Roman. 3 Bde. Geh. 4 Thlr.

Schwarzgelb.

Roman

aus Oesterreichs letzten zwölf Jahren.

Von

Alfred Meißner.

Vierte Abtheilung:

Die Opfer der Partei.

Erster Band.

Berlin, 1864.

Verlag von Otto Janke.

Die Opfer der Partei.

Von

Alfred Meißner.

Lindauer'sche Bibliothek.

Erster Band.

Berlin, 1864.
Verlag von Otto Janke.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Buch.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Handelt zwischen Onkel und Neffen.

Bruno Haldenried war der Welt, der Freiheit und seinen Freunden wiedergegeben, seine gekränkte Ehre war wieder hergestellt. Die Oeffentlichkeit beschäftigte sich in hohem Grade mit ihm; die Wechselfälle seines Schicksals wurden endlos besprochen. Er ward durch seine Leiden und seine Erlebnisse eine bekannte Persönlichkeit. Jeder wollte aus seinem Munde die Geschichte seiner Haft hören. Wer ihn so sah, wie er sich fein und gewandt durch's Leben bewegte, der konnte nicht begreifen, wie er der Gegenstand solcher crassen Anschuldigungen hatte werden können! Es fand ein wahrer Wetteifer der Rehabilitation statt. Aber auch schöne, interessante Frauenaugen weilten mit Wohlgefallen auf dem jungen Freigelassenen und schienen nicht

unabgeneigt, ihn für eine lange Zeit der Leiden entschädigen zu wollen.

Aber Bruno hatte nur Eine im Herzen und im Sinne: Cornelia. Der Schrei, mit dem sie ihm in die Arme geflogen war, hatte ihn gleichsam über sich selbst hinausgehoben und war der Anfang eines neuen Lebens gewesen. Es lag so unendlich viel darin: so viel erduldetes Leid, so viel Sehnsucht, so viel Glück, so viel Triumph: ich hab' ihn wieder, er lebt! Dieser Schrei schmetterte ungedämpft durch allen irdischen Lärm in seiner Seele weiter und ging über in eine himmlische Musik, das Jubellied zweier jungen Herzen, die sich wieder gefunden, und ihren Himmel schon hier auf Erden haben.

Bruno sah sich von Cornelia geliebt und es schien ihm nichts im Bereich der Unmöglichkeit Liegendes, sie einst sein zu nennen. So unübersteiglich hoch, so starr in unsere Zeit hereinreichend sollte doch der Unterschied der Stände nicht sein, um diesen Bund zu verhindern! War doch Bruno aus einem guten Hause, er hatte ein großes Erbe zu erwarten, seine Bildung, sein Geist berechtigten ihn zu einer der ersten sozialen Positionen. So sah es Cornelia an, so mußte es

auch, ohne der Eitelkeit beschuldigt werden zu können, Bruno sich denken.

Der alte Haldenried war in Folge der Wiederauffindung seines Neffen völlig wieder aufgelebt. Er vergaß seine Leiden in der Nähe seines Lieblings. Nun mußte auch Arthur, der bisher Zurückgesetzte, öfter bei ihm erscheinen, und Grauwak, der allen gleichmäßig werth geworden, war der Vierte im Bunde. Grauwak seinerseits führte den Müller Dubsky in diesen geselligen Kreis ein.

Nicht ohne Bewegung sah Bruno den Müller wieder, der ihn, da er arm, hungrig, einem flüchtigen Verbrecher gleich, in Kraßnitz ankam, so edelsinnig aufgenommen und beherbergt. Es war des Dankes kein Ende. Die Contraste von Bruno's jetziger Lage und seiner damaligen gaben Anlaß zu hundert scherzhaften Bemerkungen. Der Müller hatte um Bruno willen gelitten, er war um seinetwillen im Gefängnisse gesessen — der alte Haldenried dachte unabläßig daran, wie er ihm das vergüten, vergelten könne. Hedwig wurde mit größter Auszeichnung behandelt.

In Hedwig's Brust lebte die Trauer um den Todten unverändert fort und warf oft tiefen Schatten

auf ihr schönes Antlitz. Die jetzt klar daliegende Thatsache, daß Julius Werner den Tod gewaltsam gefunden — schärfte den Verlust und machte ihn um so herber. Dubsky seinerseits wollte sich nicht zur Ruhe geben, bis der Thäter, Philipp Stropp, aufgefunden, seines Verbrechens überwiesen worden sei und seine Strafe empfangen haben würde. Saßen die Männer zusammen, so kam die Rede immer wieder auf ihn. Dubsky hatte erfahren, daß Philipp am Abend vor der Ausfertigung seines Steckbriefs bei seinem Bruder gewesen war und dort mit Schmey gesprochen habe.

„Dem hätte ich begegnen sollen!" rief Dubsky; „mir wäre er nicht entkommen! Wie erklärt man es aber, daß die Polizei ihn noch nicht gefaßt hat? Bei dem jetzigen Stande der Ueberwachung? Wär' er ein politischer Verbrecher, ich wette, sie hätten ihn schon!"

Die Zeitungen wurden eifrigst consultirt und Nachfragen an Jene gestellt, die zuerst von einem solchen Fang etwas wissen konnten; doch die Nachrichten lauteten ungünstig. Man mußte vermuthen, daß es Philipp Stropp gelungen sei, die Grenze zu überschreiten. Vielleicht war er schon in Amerika. So beschwichtigte sich allmälig die Aufregung.

„Nun kann ich ruhig sterben", sagte der alte Haldenried eines Morgens. „Ich habe noch vor meinem Ende frohe Tage erlebt, wie ich sie nie erwartete. Du bist mein lieber Sohn", fuhr er fort, Bruno's Hand fassend, „und mir bleibt nur übrig, Dir das Loos zu gründen, dessen Du würdig bist. Ich habe in aller Stille Anstalten getroffen, daß Du schon in nächster Zeit meine Güter übernehmen kannst."

„Bester Oheim", sagte Bruno, „Deine Güte für mich darf meinen Bruder nicht benachtheiligen. Das erwäge vor Allem, was Du beschließen magst."

„Arthur soll nicht leer ausgehn", erwiderte der Alte. „Du aber hast Liebe zum Landleben, Du bist nicht wie Arthur Einer, der seinen freien Willen abgeschworen, um einen Rock mit zweierlei Tuch zu tragen. Ich will Dich vor meinem Ende unabhängig, selbstständig, als Herrn meiner Güter sehn. Ja, beide Herrschaften sollen an Dich durch Schenkung übergehn. Was brauche ich alter Mann noch viel zum Leben? Ich werde jedenfalls noch hundertmal mehr behalten, als ich brauche, darüber mache Dir keine Scrupel. In wenig Tagen sollen die betreffenden Papiere zur Unterschrift bereit sein. Nun aber sage mir Eines:

Denkst Du nicht an's Heirathen? Hast Du keine Wahl getroffen? Ein Gutsherr hat eine Gutsfrau nöthig — ich würde gar zu gern noch ihre Bekanntschaft machen, ehe ich aus der Welt gehe!" setzte er lächelnd hinzu.

„Bester Onkel", sagte Bruno, „zu gelegener Zeit öffne ich Dir noch meine ganze Seele. Ich trage allerdings eine Liebe im Herzen. Ob es mir gelingen wird, die, die ich liebe, je mein zu nennen, das ist freilich eine andere Frage!"

„Da seht 'mal den Bescheidenen!" rief der Alte. „Und wer wäre denn die, die Dir unerreichbar wäre, die Dich verschmähen sollte? Du lieber Himmel, er seufzt! Er schlägt die Augen nieder! Du Teufelskerl wirst Dich doch nicht gar in eine Prinzessin verliebt haben?"

„Eine Prinzessin ist sie nicht", sagte Bruno, „und doch" —

„Da fällt mir etwas ein. Ein Frauenzimmer — mir schien sie eine Art Duenna, oder Vertraute, ist zweimal hier gewesen — sich nach Dir zu erkundigen. Irre ich nicht, nannte sie sich Frau Hassenfeld. Steht diese mit Deiner Liebe im Zusammenhang?" —

„Ja, mein Onkel!“ erwiderte Bruno. „Mir hat das Schicksal einen argen Streich gespielt. Ich könnte keck und sicher in der Welt der Bürgerlichen wählen und mußte mich in die Tochter eines fanatischen Hochtorys verlieben!“

„Da haben wir das Unglück fertig!“ rief der Alte unwirrsch. „Und wer ist es denn?“

„Cornelia, die Tochter des Grafen Thieboldsegg.“

Auf dem Gesichte des Alten ließ die Nennung dieses Namens eine seltsame Wirkung sehn. Er war aufgestanden, seine Augen blitzten seltsam, er ging eine Weile im Zimmer auf und nieder und setzte sich erst nach einer Weile wieder auf seinen vorigen Platz.

„Wenn sie ihr gleicht — ich meine ihre Mutter, dann ist sie freilich liebenswerth! Bruno, lieber Bruno, Du weißt nicht, welche Erinnerungen der Name Thieboldsegg in mir wachruft! Er entriß mir die, die ich liebte und die auch mich zu lieben vorgab. Doch ja — sie liebte mich — nur seinem lügnerischen, verschlagenen Geiste gelang es, die Herzen auseinander zu reißen! Doch ich breche davon ab! Meine grauen Haare spotten der Erinnerung an eine jugendliche Schwärmerei! Das ist abgethan, und soll mich höch-

stens aneifern, Dir Deine unglückselige Liebe zu Deiner Grafentochter auszureden, ja Dir mit allem Ernst eine so thörichte und verderbliche Leidenschaft zu verbieten!"

Der Alte war in eine wilde Aufregung gerathen, sie steigerte sich, während er fortfuhr:

„Alles, was ich besitze, ist Dein! Das weißt Du schon; wenn ich tausendmal mehr hätte, ich überhäufte nur Dich damit, aber auf dem Wege, den Du jetzt gehen willst, wird Dir weder meine Theilnahme, noch weniger meine Großmuth folgen. Hoffentlich ist Deine Liebe nicht so tief eingewurzelt, daß es zu solch einem Zwiespalt zwischen mir und Dir kommen sollte — was sagst Du?"

„Ich bin äußerst bestürzt, das Alles zu hören", gab Bruno zur Antwort, „denn wahrlich, mir würde es nicht schwerer fallen, meine politischen Ueberzeugungen zu verlassen und ein Polizeispion zu werden, als das edelste aller Mädchen durch einen Rücktritt zu verrathen!"

„Da haben wir's!" schrie der Onkel, die Hände an beide Schläfe pressend. „Nun, das hätte ich nicht erwartet! O hättest Du lieber hinter dem Berge

gehalten, und mir Monate lang Dein Geheimniß verschwiegen! Nun komme ich so furchtbar rasch um die Freude, daß Du wieder mein geworden bist! Als Du wiederkamst, war ich wie neugeboren, wie neuaufgelebt — ich verließ das Bett, ich warf den Krückenstock weg — jetzt bin ich wie erschlagen und will mich nur wieder gleich auf mein Lager legen." —

Er hatte die letzten Worte mit leidender, schmerzgebrochener Stimme gesprochen und wankte dem Bette zu, wie wenn ihm wirklich plötzlich alle Kräfte abhanden gekommen seien.

Bruno erreichte ihn mit einigen raschen Schritten mitten auf dem Wege und schloß ihn in seine Arme fest.

„Onkel, guter Onkel", rief er in tiefster Bewegung, „Du, den ich so liebe, wie man seinen Vater liebt, sollte es wirklich auf der Welt ein Ding geben, das uns auseinander zu reißen vermöchte, ohne daß wir selbst durch unsere Heftigkeit und Ueberstürzung die Hand dazu böten? Ich war auf Deinen so entschiedenen Widerstand nicht gefaßt und platzte mit meinem überquellenden Herzen so ungestüm heraus.... Hätte ich mit den sonst gewöhnlichen Erklärungen vorgebaut, — ich wette, daß auch Du nicht so uner-

bittlich den Stab über das Geschick meiner Liebe gebrochen hättest."

„Du irrst", versetzte der Onkel, sich rüstig wiederaufrichtend, wie wenn er zu neuem Widerstand Kraft gesammelt hätte. „Der bloße Name Thieboldsegg treibt mich auf die entgegengesetzte Seite. Dich, der Du kaum noch Zeit gehabt, die Kerkerluft aus Dir herauszuathmen, sollte er in die äußerste Empörung versetzen! Du meinst freilich, Du heirathest seine schuldlose Tochter — aber — auch das ist Aristokratenblut! O spinne nur erst kleine Beziehungen an — bald schon sind alle Deine Ueberzeugungen vergiftet! Du wirst eine Zeitlang an der schlüpfrigen Schwelle des feindlichen Zeltes auf und ab schleichen, Dich in Acht nehmen, Dich wehren wollen, endlich gleitest Du halb bewußtlos hinüber. Du wirst nicht der erste und nicht der letzte dieser Sorte sein. Täusche Dich nicht — je mehr Du das Mädchen liebst, desto größer ist die Gefahr. Das ist mein letztes Wort, Bruno!"

„Höre mich —" wollte der Neffe seine Erläuterungen beginnen, als ihn der brüske Greis schon unterbrach.

„Ich will keine Sophismen hören!" rief er. „Ich kenne sie im Voraus! Sprich ja oder nein!"

Dem Neffen schwebte schon ein „Nein, nein, ich werde nie von ihr lassen!“ auf den Lippen und schon wollte er es laut aussprechen, als ihn die Klugheit und auch die Sorge für den gereitzten Zustand seines Onkels inspirirte, den im Augenblick keiner Gegenvorstellung zugänglichen alten Manne nicht durch eine im Grunde zwecklose Provocation zum Aeußersten zu treiben. Seine Stimme stockte plötzlich.

„Hab' ich nicht Recht?“ rief der Onkel, der wähnte, seinen Neffen auf den rechten Weg zurückgeführt zu haben, in milderem Tone. „O ich weiß, daß mein Bruno schließlich solchen Versuchungen nicht erliegt! O dieser Thieboldsegg! Weißt Du, was Unsereiner eigentlich zu diesem Manne sprechen sollte, wenn er ihm von ungefähr in den Weg kömmt? Er sollte sagen: Herr Graf, Sie treiben ein unehrliches, ein miserables Gewerbe! Ihr ganzes Thun und Treiben scheut das Tageslicht. Sie arbeiten an der Corrumpirung von Millionen, an der Depravirung aller Geister. Alle Mittel, die Menschen dumm, abergläubisch, unselbstständig und unterthänig zu erhalten, sind Ihnen recht, Ihnen erwünscht. Sie stützen Alles, was sich überlebt hat, verfolgen Alles, was jung, frisch, frei,

muthig. Hinter Ihren schönen Phrasen von Religion, Sittlichkeit, Autorität steckt nur der schmutzige Egoismus Ihrer Kaste. Wenn Ihre Sachen schlimm stehn und die Völker Ihr Spiel zu durchschauen anfangen, da stellen Sie sich harmlos und gutherzig, aber wenn Sie wieder festsitzen, verstehn Sie's gar gut, Henker zu sein; wir haben's erlebt! Ja ein Solcher ist Thieboldsegg. Und seine Tochter? Sie ist sein Blut. Es stünde Dir besser an, das Mädchen zu hassen! Gib mir Dein Wort, Bruno, daß Du sie nie wiedersehn, daß Du mit ihr brechen willst!"

„Darauf kann ich Dir meine Hand nicht geben!" sagte Bruno finster und niedergeschlagenen Blicks, doch im Tone der Gleichgültigkeit, indem er sich auf einen in der Nähe stehenden Stuhl warf.

„Was also denkst Du zu thun?" fragte der Onkel mit Unruhe.

„Den Zeitpunkt will ich vorerst abwarten", gab Bruno ruhig zur Antwort, „bis ich bei Dir die gelassenere Stimmung finde, welche es möglich macht, eine Frage, an welcher mein Lebensglück und meine Ehre hängt, mit Dir zu verhandeln."

„Mit solchen Täuschungen trägst Du Dich?" rief

der alte Herr. „Eine Stunde, in welcher ich Schurken und Volksverräther für ehrliche Leute halten soll, kömmt nicht, kann nicht kommen. Ich rede nicht anders, als ich denke und denke heute nichts anders als morgen. Hier handelt es sich um meine Grundsätze, nicht um Stimmungen. Oder nenne es unüberwindliche Idiosynkrasieen. Mein Leben war ein Dursten nach Freiheit, ein Kampf um die Freiheit und ich habe meine Widersacher unversöhnlich hassen gelernt. Ich behandle entgegengesetzte Parteien nach dem Grade ihrer Entfernung von meiner Sache und mag von Transactionen und Compromissen nichts wissen. Derjenige ist lau und nützt den Seinigen gar Nichts, welcher jede Ueberzeugung neben sich duldet. Es giebt Leute, die einen politischen Feind auf der Straße grüßen können, ohne wenigstens dabei mit den Zähnen zu knirschen. Ich gehöre nicht zu ihnen. Nun weißt Du, Bruno, was von mir zu erwarten steht, so oft Du kommen magst und den Namen Thieboldsegg aussprichst!"

„Eine solche Haltung ist charaktervoll", rief Bruno lebhaft aufspringend, „doch, so läßt sich nur handeln, wenn der Fall einfach ist. Die meisten Fälle aber, welche die Wirklichkeit bringt, sind in der Regel

so verschlungener Natur, daß sie sich ohne innern Conflict nicht schlichten, nicht abthun lassen. Angenommen, Du wärest in's Wasser gestürzt. Zahlreiche Zuschauer sehen mit unfruchtbarem Mitleid und Entsetzen vom Ufer zu, wie Du vergeblich und mit immer schwächerer und schwächerer Kraft mit den Wellen ringst. Ein Einziger wirft sich endlich, ohne daß man weiß, woher er kam, in's Wasser und rettet Dich! . . Du frägst dann Deinen Retter nach seinem Namen. Er nennt sich Graf Thieboldsegg!"

„Was soll das heißen", unterbrach ihn der Onkel hitzig. „Wo willst Du hinaus? Was hat der Graf für Dich gethan?"

„Nichts", gab Bruno zur Antwort. „Ich rede nicht direkt von ihm. Ich bediene mich nur einer Parabel. Wie wirst Du Dich gegen Deinen Retter benehmen —?"

„Hm, hm", brummte der alte Herr, in seinem Barte herumwühlend. „Das kömmt drauf an."

„Wirst Du ihn", fuhr Bruno fort, „mit Vorwürfen überhäufen, weil er es als eine Dir so mißliebige Persönlichkeit gewagt hat, Dir nachzustürzen und bei dem Rettungswerke möglicherweise sein eigenes

Leben auf's Spiel zu setzen? Gewiß nicht. Du bist ihm Dank schuldig, und Du wirst, wie ich Dich als Mann von edelster Gesinnung kenne, auch Dank empfinden und seine thatkräftige Menschenfreundlichkeit im besten Andenken bewahren."

„Das werde ich, das werde ich", warf der Alte widerwillig dazwischen. „Im Uebrigen erlaubst Du mir, wenn ich meinen Dank abgetragen, davonzugehen und nach wie vordem sein Gegner zu bleiben?"

„Ohne Zweifel", fuhr Bruno mit gleicher Lebhaftigkeit fort. „Ist aber Dein Haß noch so rein, wie zuvor? Hat ihn nicht ein edler Conflict durchbrochen? Wirst Du Dich weigern, ihm in einem entsprechenden Fall die Hand zum Gegendienst freiwillig zu bieten? Wirst Du noch immer nicht den Hut auf der Straße vor ihm ziehen, ohne wenigstens zu knirschen? Nimm auch an, daß er zu Dir nach vollbrachter Rettung gesagt hätte: Ich kenne Sie sehr genau, Herr Haldenried, und weiß, daß Sie meinetwegen schwerlich in's Wasser gesprungen wären, aber mich tröstet der Gedanke, daß ich besser als Sie schwimmen kann. Nimm dies Alles an, Onkel, und sage mir aufrichtig, ob sich

Dein Conflict nicht so steigern muß, daß Du halbbeschämt niederblickst?"

„Parabeln sind Parabeln!" rief der Onkel, den Eindruck abwehrend. „Ich weiß nicht, warum ich mich auf solche dumme Fabeldichtungen so ernsthaft einlasse. Du kannst mich wohl durch schlau combinirte Erzählungen verblüffen, aber was soll es nützen, wenn Deinen Worten die Hauptsache, die historische Wahrheit fehlt? Glaubst Du, daß Graf Thieboldsegg jemals irgend eine Menschenseele mit Lebensgefahr retten würde? Nicht ein Kind, geschweige einen Demokraten von meiner Farbe! Es ist zum Lachen! Die Sache, der er sein Leben geweiht, ist der abstracte Egoismus und — gesetzt auch, er wäre je was Anderes gewesen, als er jetzt ist — dem Herzen klebt im Laufe der Zeit sein Handwerk an. Statt Dir zu helfen, wird er Dir eher eine Schlinge legen, und Dich mit seinem guten Rathe allemal verrathen! Geh, junger Schwärmer, der Du den Tribut Deiner Jahre noch nicht gezahlt hast, trotz Verfolgung und Flucht, trotz Exil und falscher Anklage, welche schon das Richtbeil geschliffen, um Dich schuldlos aus dem Wege zu schaffen! Sage Belzebub oder Thieboldsegg — beides klingt meinem Ohre

gleich! Es ist das erste Mal im Leben, daß wir — ich und Du — in einem Widerspruche so hart an einander fahren, desto schmerzlicher ist es mir, Dir zu sagen, daß eine Verständigung hierin unmöglich ist. Du magst glauben, daß meine Aussprüche kranke, überreizte Nerven verrathen. Ich räume es ein, ich bin alt, bin krank. Aber an meinen halbgelähmten Beinen liegt nicht die Schuld — ich bin von Zorn, von Erbitterung, von Täuschungen vergiftet. Ich aber frage Dich, aus wessen Hand ist dieses Gift in meinen Leib gekommen? Der Haß ist jetzt die letzte Krücke, an der mein Geist einherhinkt — nimm ihn weg, so falle ich hin, wie wenn ich ohne Stock über die Gasse gehen sollte. Da sieh, welches Zugeständniß Du von mir zu erwarten hast und mache Dich bei Zeiten darauf gefaßt, Deiner Liebe oder mir, deinem zweiten Vater, zu entsagen! Ich lasse Dich nicht leicht von mir gehen, glaube das nicht, weil ich das Alles so leicht heraussage. Ich habe keinen falschen Stolz, ich hänge nicht am Gelde — hättest Du eines Taglöhners Tochter — die nichts besitzt, als ihre Unbescholtenheit, Dir zum Weibe erkoren, ich hätte Dir den Segen mit tausend Freuden ertheilt — hättest Du jenes Mädchen — Gott, wie

mein Gedächtniß schwach wird —" Er rieb sich die Stirne und eilte so schnell, als es ihm möglich war, an seinen Sekretär, wo er in einem der Schubfächer unter aufgehobenen Briefen nachsuchte. Als er ein Blatt gefunden und als das richtige erkannt, ging er schnell zu Bruno, und sagte, indem er es ihm dicht vor die Augen hielt:

„Da lies! lies mir das laut vor! Schlimm, daß ich mich dessen, was darin steht, mit meinem schwachen Gedächtnisse dennoch leidlich erinnere, während Du keine Silbe davon mehr zu wissen scheinst. Lies es mir!" Er gab Bruno den Brief.

Der Brief war von Bruno's Hand und datirte aus den ersten Tagen seines Pariser Aufenthaltes, als er dort auf geradem Wege von Kraßnitz angekommen war. Noch wollte Bruno Umstände machen und schien sich zu bedenken, da riß der Onkel ihm das Blatt ungeduldig aus den Händen und begann:

„Endlich wäre eine Gelegenheit gefunden, Dir, mein theurer Onkel, einen Brief sicher zukommen zu lassen, ohne fürchten zu müssen, daß die Nasen und Augen der Polizei ihn durchschnüffeln. Daß ich lebe, daß ich in Sicherheit bin, weißt Du schon, jetzt nur

noch einige kurze Andeutungen; der Freund, den ich zufällig traf und der dies mitnimmt, reist in einer Stunde ....

„Monate lang hat meine schreckliche Flucht gedauert; die Flucht eines gehetzten Wildes. Man glaubt gar nicht, daß man das alles überstanden hat, wenn es hinter Einem liegt. So denke Dir nur, eine Flucht aus der Mitte des pacifirten, und wie pacificirten! Ungarns, aus der Ebene des Körös in die Karpathen hinein, wo man auf tagelanger Reise oft keine Hütte trifft — und wieder — dort, unter dem Auge der patrouillirenden bewaffneten Häscherschaaren, was noch ärger — durch Mähren und Böhmen! Mein Glücksstern hat mich alles, was mich treffen wollte, überleben lassen. Kugeln sind an mir vorüber gepfiffen und haben mich höchstens gestreift, Diener der verschiedensten Kriegs- und Civilgerichte haben nach mir gelangt und ich bin ihnen entwischt. Fieber, Hunger, Strapazen — ich habe alles überstanden. Oft bin ich wochenlang in kein Bett gekommen, zwei, drei Tage oft habe ich gefastet: endlich, als ich schon aus Oestreich heraus war, hatte ich noch der östreichwillfährigen Polizei von fünf oder sechs deutschen Landesvätern zu entgehn: wirklich an

meine Rettung glauben durfte ich erst, als ich den Rhein hinter mir hatte und auf dem Boden stand, wo die Trikolore weht . . . .

„Nun bin ich in Paris; der Ort ist berauschend, vollends für den, welcher wie ich hier Leben und Freiheit wiederfindet. Es ist Winter, die Ballfeste rauschen draußen vorüber, ich aber sitze da und wühle in Reminiscenzen, ich kann nur allmälig das Gedächtniß all des Erlittenen abschütteln. Und doch — sieh', selbst meine ärgste Leidenszeit ist nicht ohne Lichtschimmer! Wie so oft, wenn menschliche Teufel nach mir langten, hab' ich edle Menschen gefunden, Naturen, deren Güte mich wieder mit Allem versöhnte. Wenn die Noth am größten war, kam mir ihre wunderbare Hilfe. Ich werde Dir einst von Franz Kösty, vom braven Müller D . . . . und noch von zehn Andern erzählen. Nur Etwas muß ich heute noch andeutend berichten. Knapp vor dem Austritt aus Oestreich war mir ganz zuletzt das Herbste und zugleich Süßeste aufgespart.

„Ach, da kommts endlich", brummte der Alte.

„Ich hatte in einem alten, uralten Schlosse ein heimliches Versteck gefunden. Ein Mädchen — noch halb ein Kind, die Tochter des Verwalters, hatte

mir dies Asyl geöffnet. O, daß in die tiefe Nacht, mit welcher Verlassenheit, Unglück, Hilflosigkeit das Gemüth umziehen, noch solch ein Sternenlicht fallen kann, daß der gefährdete Schlupfwinkel wie ein lieblicher Ort erscheint, daß man mindestens auf Stunden alles vergißt, die Noth, die lauernden Schergen und das Blutgericht im Hintergrunde! O mein Onkel, mein zweiter Vater, nie vergesse ich, was das edle Mädchen für mich gethan hat! Sie setzte ja, um mich zu schützen, ihren Ruf, ihre Ehre, ihre ganze Stellung aufs Spiel! Und welch ein Engel sie war, mit ihren lieben, treuen, blauen Augen, einfach und doch so edel, daß sie mir wie eine Erscheinung aus einer andern Welt vorkam .... Nur Magie, kein geringeres Wort nennt das, was ich bei ihr empfand, den Zauber, mit dem sie mich fesselte. Doch ich sollte noch seliger werden, ich durfte sie, wenn auch nur einen Augenblick lang, in meinen Armen halten und einen Kuß auf ihre Lippen drücken ... Ach, ich lebe nur von Reminiscenzen, wachend und im Traume sehe ich meine Anna vor mir ... Ach solch ein Mädchen, seine Lebensretterin, seine Gattin zu nennen — das wäre ein Glück! Es stehen Hindernisse dazwischen,

größer als ich im Sturm der Leidenschaft an Ort und Stelle gewähnt. Ich sehe sie vielleicht im Leben nie mehr, doch ich will, so lange ich bin, von meinem schönen Castellanskinde träumen" .....

Der Alte hielt inne, denn der Brief ging auf Anderes über, und sah seinen Neffen mit einer humoristisch finstern Miene an, ohne ein Wort zu sprechen.

„Ich erinnere mich", sagte Bruno, dessen Augen hell aufgeleuchtet, „ganz gut dieses Briefes. Aus welchem Grunde aber, lieber Onkel, legst Du mir ihn wieder vor?"

„Um Dir zu zeigen, was Leidenschaft ist!" gab der Onkel zur Antwort. „Undankbarer, Leichtsinniger! Das Mädchen hast Du vergessen, das deinetwegen ihren Ruf und das Brod ihres Vaters und vielleicht aller Geschwister auf's Spiel setzte! Warum? Es waren Hindernisse da, sie stand unter Dir! Ja, ja! Ein solches Wesen hast Du mit einigen Phrasen der Anerkennung und etlichen Liebesseufzern abgethan! So sprich doch! Kannst Du den Gedanken ertragen, daß das Mädchen, die Dir das Leben gerettet, im Schlosse zu Kraßnitz niedere Dienste verrichtet? Doch da fällt mir noch etwas ein, Du träumst am Ende

gar, die Comtesse, die „gnädige Comtesse" als Gattin heimzuführen; da machst Du unausweichlich auch einen Besuch im Schlosse zu Kraßnitz. Und wer tritt Dir da entgegen? Des „Castellans Kind", der „Engel" von ehemals. Und nun soll dieser Engel vielleicht Deiner Gräfin und deren hochmüthiger Sippschaft die Galoschen von den Füßen ziehen; nicht wahr? Mich empört der bloße Gedanke. Ich begreife Dich nicht! Geh, mache Dich auf, ich gebe Dir Vollmacht, ich bin reich genug, reiße die Familie aus der Dienstbarkeit, ich kann sie gebührend unterbringen und belohnen! Das war Deine Braut, Deiner würdiger —"

„Du meinst?" rief Bruno, um dessen Lippen schon lange ein schelmischer Zug gelauert hatte, „darf ich sie heirathen, wenn sie einwilligt, wenn ich sie finde?"

„Du treibst Spott" — sagte der Onkel, ganz stutzig geworden.

„Nein, nein!" gab Bruno völlig ernst zur Antwort. „Ich liebe die hochherzige Verwalterstochter mit derselben Glut, wie ich sie vom ersten Augenblick an geliebt —"

„Was faselst Du also von der Gräfin Thiebolds-

egg?" rief der alte Herr polternd, „Du bist ja wie verrückt!"

„Nur scheinbar", sprach Bruno. „Meine Liebe zu der Verwalterstochter hat sich nicht geändert und auch ihr Herz ist mir mit gleicher Treue zugethan. Ich habe nur später die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß meine Retterin und die junge Gräfin Cornelia von Thieboldsegg eine und dieselbe Person sei!"

„Ha!" rief der alte Herr, Augen und Mund vor Erstaunen offen, „Das ist überraschend!"

„Was meinst Du jetzt?" fragte der Neffe mit gelassener Siegesgewißheit.

„Täuschest Du mich nicht?" rief der Onkel, als suchte er nach einem Ausgang, um dem Glauben an den Edelmuth einer Vollblut-Aristokratin zu entrinnen.

„Du weißt, daß ich stets die Wahrheit rede!" rief Bruno. „Cornelia ist mein rettender Engel! Sprich, was thätest Du nun an meiner Stelle?"

„Jetzt versteh ich", rief der Onkel, sich in seinem spärlichen Haare umherfahrend, „worauf Deine vorige Parabel hinauszielt."

„Ich frage nochmals", sprach Bruno, „was thätest Du unter solchen Umständen an meiner Stelle?"

„Ich glaube, Du weißt es selbst!“ gab der Onkel kleinlaut zur Antwort, während er sich niederließ und vor Verdruß über das ungelegene, fatale Zusammenspiel der Umstände den Kopf trübsinnig senkte.

„Verfalle ich Deiner Ungnade noch immer“, sagte Bruno mit neuerwachtem Muthe, „wenn ich mein Wort löse und das Mädchen heirathe?“

„Das Mädchen ist ein Phönix unter ihres Gleichen“, antwortete der alte Herr, „und doch möcht' ich rasen, daß ich es loben muß!“

„Ohne ihre rettende Hand“, bemerkte Bruno, „läge ich heute an Pestluft erkrankt in einer Casematte oder wäre längst schon todt.“

„Aber, Thor!“ rief der Onkel, sich plötzlich emporraffend, „glaubst Du, daß ihr Vater die Verbindung jemals zugiebt?“

„Wir wollen sehen“, antwortete Bruno achselzuckend in einem Tone, durch welchen doch Zuversicht hindurch zu klingen schien.

„Nie giebt er's zu!“ rief der Onkel, aus seiner vorigen Position zurückgeschlagen, sich auf die Behauptung dieser neuen Stellung werfend. „Du kennst ihn schlecht! Die Ueberlegenheit des Platzes, den er ein=

nimmt, wird Dir noch fühlbar werden! Er wird Dich zurückweisen, wie einen schnöden Bettler, und wenn Du nicht willig zurücktrittst, Dich mit allen offenen und heimlichen Mitteln verfolgen."

„Ich muß es auf den neuen Kampf ankommen lassen!" sprach Bruno entschlossen.

„Es wäre ein Verbrechen", versetzte der alte Herr, „an der ungewöhnlichen Hochherzigkeit der jungen Gräfin zu zweifeln. Der Gedanke giebt mir Trost! Wenn sie Dich wirklich liebt, wird sie nicht die Quelle neuen Unglücks für Dich werden wollen. Unüberwindliche Hindernisse werden ihren Verstand ernüchtern und sie wird Dich Deines Wortes entbinden. Aber auch Du wirst dem Erfolge Deiner Absichten nicht lange mehr mit dem trunkenen Auge des Enthusiasmus entgegensehen, verlaß Dich darauf."

Diese Worte schienen einigen Eindruck auf den Neffen hervorgebracht zu haben, wie aus seinem plötzlichen Schweigen und der nachdenklichen Miene zu schließen war.

„In Gottes Namen!" rief der alte Herr, und damit schloß die Unterredung.

Zweites Kapitel.

Zeigt, wie Lumpe Glück haben.

Bruno war zwar freigesprochen und wirklich schuldfrei, dennoch fehlte noch zur vollständigen und befriedigenden Lösung des strafrechtlichen Drama's, dessen beklagenswerther Held er so lange Zeit gewesen, daß der eigentliche Urheber des gewaltsamen Endes von Julius Werner eingebracht und abgeurtheilt werde. Daß ein Verbrechen vorlag, war bei der gegenwärtigen Lage der Dinge evident, und daß unzweifelhafte Anzeichen auf die Thäterschaft Philipp Stropp's hindeuteten, mußte dem vorurtheilslosesten Auge einleuchten.

Das Gericht hatte aber auch bei der Einziehung Bruno's und bei der spätern Verhaftung des Maurers Lischka geglaubt, die muthmaßlichen Thäter ergriffen zu haben, es hatte sich erst bei näherer Prüfung überzeugt,

daß die Spuren des Verdachtes trügerisch und falsch seien. Zugegeben, daß jetzt die Schuldbeweise auf Philipp Stropp's Haupte stärker angehäuft lagen, als in den bezeichneten frühern Fällen, und auf seine Person wie auf den festen und natürlichen Mittelpunkt von allen Seiten hindrängten, so war es doch nicht ganz unmöglich, bevor der Beschuldigte nicht vor's Gericht gestellt war und sich verantwortet hatte, daß die Justiz auch hier einem Irrthum entgegengehen könne.

Es war wirklich zu beklagen, daß Philipp Stropp bei seinem Besuche in seines Bruders Arnold's Hause mit Doktor Schmey zusammengetroffen und von diesem durch dessen Anspielung auf die Kraßnitzer Ereignisse gewarnt worden war, denn dies hinderte die Klärung der Thatsachen. Was hatte Schmey eigentlich zu diesen Anspielungen bewogen? Wenn ihn heute Jemand darnach gefragt hätte, er hätte keine rechte Antwort zu geben gewußt. Nichts lag weniger in seiner Absicht, als Philipp einen Wink zu geben, ihn vom Vorgefallenen zu avisiren — und dennoch hatte sein Vorgehen kein anderes Resultat!

Er hatte geplaudert, weil ein thörichter Kitzel ihn plaudern hieß, weil es ihm eben behagte, mit Philipp

physiologisch zu experimentiren, zu sehen, wie er sich in Widersprüche verwickelte und die Angst sich in seinem Gesichte malte. Er hätte ihn festhalten sollen und hatte ihn, ohne dies zu wagen, forteilen lassen, wieder sich damit tröstend: Du wirst dem Arm der Gerechtigkeit, der nach Dir langt, doch nicht entgehen! Er hatte kleinlich und schwächlich, dabei höchst unüberlegt gehandelt, und jetzt waren die Folgen seiner Worte nachhaltig und gewichtig.

Diese Flucht Philipp Stropp's war allerdings sehr verdächtig, aber aus dem Umstande, daß er floh, folgte darum noch immer nicht mit positiver Bestimmtheit, daß er der Mörder Julius Werner's sei. Philipp befand sich ja schon auf der Flucht, noch ehe er in Arnold's Hause eingefallen und dort gewarnt worden war. Er hatte ja dort, freilich vergebens, gebettelt, um so weit als möglich fliehen zu können. Ihn erwartete ja bei längerem Verweilen nicht blos Schuldenhaft, sondern vieljährige Zuchthausstrafe für die zahllosen Betrügereien, welche er verübt hatte. Konnte es für einen solchen Menschen ein Grund sein, zu bleiben, oder dem Gerichte entgegenzutreten, daß man zu seinen wirklichen Vergehen noch eine Mordanklage

fügte, deren Gewicht er, wir setzen den Fall, leicht hätte abschütteln können? Was hatte er zu gewinnen, wenn man eines Tages gesagt hätte, daß er den Mord nicht begangen habe? Er hatte nur eine harte, lange Untersuchung vor sich, nach deren Ablaufe ihn dasselbe Schicksal unverändert und ruhig erwartete, dem er jetzt mit tiefster Herzensangst entfliehen wollte.

Diese Bemerkungen können und sollen keineswegs ein Plaidoyer für seine Unschuld sein; es soll nur gezeigt werden, wie weit noch das Dunkel auf der fraglichen Situation lag .....

Als Philipp aus dem Hause seines Bruders hinausgestürzt war, eilte er in der ersten Bestürzung ziellos vor sich hin. Er war wie blind und taub und wie von Geistern gejagt, daß er weder Durst, noch Hunger, noch Müdigkeit fühlte. Er wußte nur, daß er fort wolle und fort müsse — aber wohin? Das war die erste Frage, die in ihm aufschoß. Er besaß nicht einen Heller, und selbst wenn er Reisegeld gehabt oder sich welches zu verschaffen gewußt hätte, mußte er sich sagen, daß in diesem Augenblicke Flucht das Gefährlichste sei, da alle Aufsichtsbehörden nach ihm spähten und fahndeten ....

Er hatte, seitdem er das Haus in der Singerstraße verlassen, einen großen Theil der Stadt umgangen. Jetzt befand er sich, ohne daß er recht wußte wie, zwischen dem Kaiserbad und der Kettenbrücke, in der Nähe des Fischerthores. Er war wohl eine Stunde so zwecklos umhergeirrt. Nun beschloß er ein Versteck zu suchen und dort zu verweilen, bis sich der erste Eifer der Behörden abgekühlt habe. Indessen hoffte er, durch einen glücklichen Zufall oder durch einen Kniff zu Reisegeld zu kommen.

Von dieser Hoffnung ein bischen gekräftigt, bog er in eine Gasse zunächst dem Salzgries ein, aber er prallte, wie vom Blitze getroffen, zurück, als ihm dort zwei Polizeisoldaten mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonett in eiligem Schritte entgegenkamen. Was sollte er thun? Umdrehen konnte er nicht, um sich nicht durch einen auffallenden Rückzug sofort zu verrathen. Er schoß in den nächsten Eckladen hinein. Es war ein Uhrmacherladen. Hier gab er vor, eine Cylinderuhr kaufen zu wollen, und zog den Handel so lange hin, bis er die Ueberzeugung zu haben glaubte, daß die beiden gefährlich aussehenden Schergen keine böse Absicht gegen ihn haben konnten.

Als er den Laden verlassen hatte, nahm er sich vor, irgendwo zu warten, bis das verrätherische Tageslicht vergangen war. Aber wo? Die düstere Kirche zu Maria Stiegen, die mit ihrem mächtigen Thurm ihm gegenüber stand, schien ihm ein diesem Zwecke ganz gemäßer Ort. Er trat ein und wählte eine Stelle an einem Seitenaltar, wo nicht zu viel Leute waren und es auch nicht ganz einsam war. Die andächtige Haltung, welche er gleich einnahm, half ihm das Gesicht verhüllen, und während er zu beten schien, sann er auf einen Schlupfwinkel, nach welchem er bei einbrechender Nacht seine Schritte hinlenken könnte.

„Solche Lagen müssen kommen", dachte Stropp, „um mich in eine Kirche zu treiben! Wahrlich, ich habe Gott und seine Heiligen bis heute mit meinen Bitten wenig belästigt! Nun, zu mindestens beweise ich, daß es doch einen Sinn hat, wenn man sagt, die Kirche sei das Haus der Armen und Elenden. Ja, wenn die Zeiten von ehedem noch wären, wo die Kirchen wirklich eine Freistätte waren, wie lange wollte ich es hier, bei den Brüdern St. Liguori aushalten! Doch — die Zeiten sind vorbei, der Arm des Strafgerichts langt jetzt überall hin. O, einen Rath, mein Kopf,

einen Rath, was ich denn anfangen soll, um meinen Verfolgern zu entgehen!"

Stropp war noch mitten in seinem Monologe, als er von der Linken an seinem Rock gezupft und bei seinem Namen angerufen wurde. Er schrak zusammen. Seine Augen fuhren empor. Neben ihm stand ein ältliches Weib, mit einem Rosenkranze in der Hand, das er sofort erkannte. Es war seine ehemalige Wäscherin, der er den Lohn viele Monate schuldig geblieben war.

„Gut, daß ich Sie sehe!" sagte Stropp rasch gefaßt. „Ich bin wieder im Geschäft meines Bruders und hätte Ihnen die Kleinigkeit, die ich Ihnen schulde, längst zugeschickt, wenn ich Ihre Wohnung noch gewußt hätte! Kommen Sie morgen zu uns in's Comptoir."

„O, ich bin nicht mehr so dumm, wie sonst", sagte das Weib, ihren Rosenkranz in die Tasche steckend. „Bei Ihrem Bruder will man nichts von Ihnen wissen, man verläugnet Sie, und ich begreife jetzt warum. Aber ich lasse mich nicht an der Nase herumführen. Ich hole gleich einen Polizeimann!"

Stropp hätte, da ihm Geld fehlte, der Alten gern

alle Brillanten des Herzogs von Braunschweig, wenn diese sein gewesen wären, zur Beruhigung gegeben, ihr das unseelige Maul zu stopfen. Hing doch seine Freiheit, vielleicht sein Leben davon ab! Aber das Weib ließ sich mit Worten nicht begütigen und eilte zur Kirchenthüre hinaus.

Aber wunderbar! Der Lasterhafte war in der Kirche besser bekannt, als die alte Betschwester. Als das Weib eine Weile später mit einem Polizeidiener eintrat, war ihr der Schuldner durch einen zweiten Ausgang, der gegen eine enge Gasse hinausführte, längst entwischt. Die Thür war nur von innen verriegelt gewesen.

Nach abermaligem langem Umherirren auf den Straßen war die von Stropp so sehnlich herbeigewünschte Nacht endlich eingebrochen. Er fühlte sich dadurch momentan sicherer, wußte aber noch immer nicht, wo er sich verbergen sollte.

In einem Wirthshause? Die polizeiliche Aufsicht war zu genau und viele der Oberkellner und Lohnbedienten standen, das wußte er, in Beziehung zur Polizei. Bei einem Freund? Hatte er denn Freunde? Uebrigens war jeder Wohnunggeber verpflichtet, binnen sechs Stunden die Ankunft eines Fremden zu melden

und wer mochte sich der Gefahr der Strafen aussetzen, die auf eine falsche Namensangabe standen?

Stropp war im Laufe des Vormittags angekommen und in einem kleinen Wirthshaus in der Laimgrube abgestiegen. Er hatte seinen Namen noch nicht ins Fremdenbuch eingetragen, er war der Kellnerin, die mit dem Buche herankam, förmlich durchgegangen. Jetzt, da er von den hinter ihm lauernden Gefahren in Kenntniß gesetzt war, wagte er es nicht, in sein Wirthshaus zurückzukehren — schon sein Nichteinschreiben konnte auffällig gewesen sein, nun kam dazu, daß die Polizei durch die alte Wäscherin von seinem Erscheinen in Wien avisirt sein mußte. Er wagte nicht einmal Jemanden in die Wohnung zu senden, um sein bischen Gepäck abzuholen; er war rathlos.

Da fiel ihm plötzlich ein, daß nicht allzufern eine gewisse Adele wohne, welche ihn von früheren Jahren her nur unter dem Namen Baron Schnorr kenne. Das war hie und dort sein nom de guerre gewesen und es schien ihm die glücklichste Fügung, daß es Jemanden gebe, der ihn kenne und ihn doch für einen ganz Andern halte. Bei dieser konnte es nicht wirken, wenn sie etwa Morgens in der Zeitung lese: das Landes-

gericht fahnde auf den des Mordes verdächtigen Philipp Stropp.

Adele, nach Umständen auch Ilka genannt, war eine Ungarin und trotz ihres Gewerbes kein gradezu verworfenes Geschöpf. Sie hatte einen Zug gutmüthigen Leichtsinnes im Charakter; jedenfalls würde sie Stropp, in Erinnerung ehemals von ihm empfangener Geschenke nicht gleich die Thüre weisen, wenn er diesmal mit leeren Händen zu ihr käme und ein Nachtquartier begehre.

Das wohlbekannte Haus, ein halb öffentliches, scharf im Auge behaltend, ging Stropp die entgegengesetzte Häuserreihe im Schatten entlang. Sein Kopf glühte, sein Herz pochte fieberhaft.

Im zweiten Stock angekommen, zog er die Klingel an dem durch ein Gatter abgesperrten Flur, eine ihm ganz fremde Person öffnete. Er fragte nach Fräulein Ilka und erfuhr, daß diese ausgezogen sei, doch nicht unweit im Hause eines Blechschmieds wohne. Aber sie empfange keine Besuche mehr.

Auch das brachte Philipp nicht aus der Fassung. Er hatte das Haus des Blechschmieds, des einzigen in der Straße, bald gefunden und war entschlossen, bei

der Freundin von ehemals in ihrer neuen Wohnung, trotz ihrer sonst nicht vorhandenen Abneigung vor Besuchen, einzusprechen.

Als er die Glocke an der ihm von der Hausmeisterin angegebenen Etage gezogen hatte, ließen sich gleich schürfende Schritte vernehmen, ein altes, dickes, megärenhaft aussehendes Weib öffnete die Thüre und gleichzeitig ließen sich aus einem Nebenzimmer die Worte: „Was? Kommen sie schon?" von einer Stimme gesprochen vernehmen, welche Stropp als die Ilka's erkannte. Ein Hündchen bellte dazwischen.

„Ilka, theure Freundin!" rief Stropp, einen heitern Ton erzwingend, während die Megäre ihm den Weg abzusperren geneigt schien, „ich bin's, Ihr alter Verehrer Baron Schnorr! darf ich herein?"

„Wenn Sie bald wieder gehn!" erwiederte Ilka halb mit Unlust im schlechten Ungardeutsch.

Stropp trat in ein Zimmer, das, wenn nicht mit Luxus, doch höchst anständig möblirt war und stand bald seiner Bekannten von ehedem gegenüber. Es war eine schöne Frau, die bei kohlrabenschwarzem Haar und dunklen Augen den zarten, weißen Teint der echten Ungarin hatte. Sie hatte die schönsten Zähne, ein wei-

ches, verführerisches Lächeln, lange, seidene, schmachtende Wimpern, die Formen neigten zur Corpulenz.

„Wie schön Sie geblieben sind, Ilka!“ seufzte Stropp, heimlich bewegt, im Stillen dachte er: Ich bin verloren, wenn sie mich bald wieder fortschickt, wie sie gesagt! „Man möchte anbetend niedersinken!“

Ilka hatte ihm die weiche, mollige Hand gegeben und sagte nach einer Pause, ihm einen Sitz anweisend: „Ich hätte Sie nicht erkannt. Sie haben sich stark verändert, seitdem wir uns vor Jahren in dem ungarischen Badeort trafen — später in Wien. Gott, Gott! ist das mein Schnorr? Wie ihm die Haare ausgegangen sind — schon der helle Mondschein da oben! Der kommt doch gar zu früh! O Ritter, Ritter von der traurigen Gestalt, Ihnen muß es nicht zum Besten gegangen sein.“

„Wahrlich nicht, wahrlich nicht!“ sagte Stropp, indem er sich in einen Fauteuil warf. „Mich hat das Leben schrecklich herumgehetzt!“

„Ja, das Spiel, das Spiel“ — sagte Ilka, „das ist eine verdammte Gewohnheit. Das ruinirt den Reichsten. Dazu die Mädeln, der Champagner! Das nimmt kein gutes End'. Sie wollen wohl, daß ich

Ihnen aushelfen soll? Denn als Liebhaber kommen Sie nicht zu mir?"

„Ilka", rief Stropp, „an dieser Frage erkenne ich Ihr gutes Gemüth, doch fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen zur Last falle und Ihnen Ausgaben mache. Ich will nichts geliehen haben, da ich die Wiedergabe nicht versprechen kann. Es ist schrecklich, als Baron, als Mann von altem Adel so dazustehn, ich — ich wollte Sie nur gebeten haben, mich ein paar Tage, wo es auch sei, bei Ihnen versteckt halten zu dürfen, denn ich bin wegen Wechselschulden verfolgt und suche, nicht zu entkommen — nur Zeit zu gewinnen, bis ich Hilfe finde."

„Ja, mein Lieber", rief Ilka, „das ist eine schwere Sache. Ich bin nicht mehr frei, ich habe einen Liebhaber, der gar eifersüchtig ist. Ich sehe wohl Gesellschaft, doch nur solche, die er selbst einführt. So stehn die Sachen. Wenn der Sie bei mir träfe — ging' mir's schlecht!"

„Wer ist er?" fragte Stropp beunruhigt. „Vielleicht kenne ich ihn, da setze ich ihm Alles offen auseinander. Mein Gott! Wechselschulden, da hat Jeder, den es nicht angeht, Nachsicht — denn an einem be-

stimmten Tag zahlen oder in den Schuldarrest müssen — das ist schrecklich! Wenn er mich kennt, wird er mir, wenn er sonst ein gutes Herz hat, vielleicht selbst behilflich sein —"

„Mein Liebhaber", sagte Ilka „ist vorerst noch nichts Großes. Er ist Zahlkellner. In ein paar Jahren gründet er aber selbst ein Geschäft."

„Es wäre mir lieber", sagte Stropp „ich hätte gehört, Ihr Liebhaber sei ein fremder Graf oder Fürst. Von einem Cavalier hätte ich Antheil erwarten können. Ein Zahlkellner — kömmt er am Ende bald?" fragte er höchst unruhig, indem er sich nach allen Seiten nach einem Schlupfwinkel umsah. Er wußte, daß jeder Zahlkellner Wien's ihn bei seinem rechten Namen kenne.

„Nein", erwiederte Ilka, „heute und Morgen kömmt er nicht, aber ich erwarte Gesellschaft."

„Ei, ei, was für Gesellschaft?" fragte Stropp beunruhigt.

„Ein paar Herren, Ausländer, und ein paar Fräulein, Freundinnen von mir!" erwiderte Ilka. „Die Herren spielen Karten. Sie pflegten sonst in einem Seitenzimmer des Cafés zusammenzukommen, wo mein

Lothar ist. Da sie aber oft Hazard und ziemlich hoch spielen, geht es nicht recht in einem so bekannten Orte und da hat mein Lothar sie aufgefordert hierherzukommen, wo sie von der Polizei ganz ungenirt sind. Unser Quartier ist nämlich geräumiger, als Sie denken werden, Baron —"

Stropp schien unschlüssig, ob er gehen oder bleiben sollte. Die Angst, viele Menschen zu sehn und in einem von der Polizei vielleicht längst ins Auge gefaßten Lokal zu bleiben, rieth ihm zur Flucht und dennoch zauderte er. Fast ohne zu wissen, was er sagte, sprach er: „Meine Lage ist schrecklich — ich weiß nicht wohin — ich möchte mich in der Erde verkriechen —"

„Sie dauern mich, Schnorr!" sagte Ilka. „Sie, der sonst so lustige, übermüthige Mensch, sind ganz verändert. Bleiben Sie hier, in Gottesnamen, ich gebe Ihnen ein Obdach und werde sehn, daß ich Ihnen Rath schaffe. Ich bin ein braves Mädel und thue gern etwas für meine alten Freunde."

Indessen ließen sich Schritte auf der Treppe vernehmen. „Fürchten Sie nichts", sagte Ilka, „dieß werden die zwei Grafen aus der Moldau und der Preuße sein." Und schon waren die Fremden im Zim-

mer, der Preuße durch seine Gemessenheit kenntlich, die beiden Walachen sehr geräuschvolle Naturen, mit Juwelen behangen, schwarzäugig und schwarzlockig, wie Zigeuner, welche Millionäre geworden und sich in moderne Gentlemen umgestaltet. Sie sprachen ein gräuliches Deutsch, während der Preuße sich durch das correkteste Berlinerisch auszeichnete.

„Erlauben Sie mir vor allem Andern", sagte Ilka, „daß ich die Herrschaften einander vorstelle. Graf Visony, Graf Doresko, Baron von Schnorr und hier — sie lachte, der Baron Affenfels!"

„Ueffenfels! Ueffenfels!" entgegnete der Preuße. „Lassen Sie meinem uraltem Namen Gerechtigkeit widerfahren, holde Magyarin!"

Er war es wirklich, unser alter Bekannter aus der Rue Servandoni, noch immer so steif, nüchtern, dünkelvoll und ledern wie ehedem. Ein alter Onkel, reichsunmittelbarer Herr auf Trottwitz und Kuschwitz, war ihm gestorben und hatte ihn zum Universalerben gemacht. Da hatte Ueffenfels es aufgegeben, weiterhin eine politische Rolle zu spielen und war nach Deutschland, vorerst, um das Terrain zu sondiren, nach Wien ge-

kommen, in der steten Absicht, Aufsehn zu erregen und sich standesgemäß zu amüsiren.

Man begab sich in das Spielzimmer. Es war elegant möblirt und glänzend beleuchtet. Die drei Herren setzten sich zu einem Whist nieder, das ungemein hoch gespielt wurde; Schnorr, durch Kassenmangel verhindert, theilzunehmen, beschäftigte sich scheinbar angelegentlich mit Ilka, wie wenn er ihr Wichtiges mitzutheilen habe, während er, von seinem alten Spielteufel gestachelt, gierige und verständnißreiche Blicke auf die Spielenden warf.

Da ging ihm plötzlich ein unerwartetes Licht auf. Es wurde ihm klar, daß der preußische Baron der Düpe der beiden Rumänen sei, die, offenbar ihm an Geist weit überlegen, ihn „auszuziehen“ beschlossen haben mochten. Doch wie ward Stropp unmittelbar drauf! Er hatte erkannt, daß eine der Hundertguldenbanknoten, die Graf Doresko auf den Tisch gelegt, ein — wiewohl treffliches — Falsificat sei....

Wilde Gedanken schossen augenblicks durch Stropps Kopf. Er war entschlossen, sich in dieser Lage zum Herrn der Situation zu machen und bat am Spiel theilnehmen zu dürfen. Und bald darauf brachte Graf

Doresko abermals einen neuen makelosschönen Hunderter hervor, der, wie Stropps kundiges Auge erkannte, von derselben Platte abgezogen war.

Stropp schwieg, aber er markirte beide Hunderter mit einem Kreuze mittelst seines Bleistifts.

Mehrere Robber waren gespielt. Die Barone Ueffenfels und Schnorr hatten Unglück gehabt. Neue Gäste kamen und nahmen an einem zweiten Tisch Platz, andere traten für Ueffenfels und Schnorr ein. Dieser aber wendete sich an den Grafen Doresko und bat ihn, mit ihm ins andere Zimmer zu kommen. Das Zimmer, Ilka's Schlafgemach, war leer.

„Ich habe Alles durchsehen", sagte Stropp scheinbar ruhig, doch im Innern von einer wilden Verzweiflung erfaßt, zu dem ihn ruhig messenden Rumänen. „Sie haben uns Beiden Geld abgenommen, aber ich zahle nicht — denn, Ihre Hunderter sind falsch! Kein Wort, Herr Graf! keine Bewegung. Der Preuße, den Sie ausziehen wollen, ist ein Dummkopf, ich bin keiner. Ich verrathe Sie nicht, aber — Sie verweigern nicht, den Gewinn mit mir zu theilen —"

Graf Doresko wich zurück. „Alle Teufel!" fuhr es ihm durch die Zähne, „was ist das für eine Sprache?"

„Ich bin kein Mensch mit dem sich scherzen läßt“, fuhr Stropp kaltblütig fort. „Sie werden das Haus, dieses Zimmer nicht verlassen, ohne mir geholfen zu haben. Schweigen für Schweigen, Hilfe für Hilfe! Ich bin in einer schrecklichen Lage hierher gekommen, ich bin von Wechselgläubigern verfolgt und brauche Geld, ich erwarte es von Ihnen, aber gutes Geld, keine Ihrer falschen Waare!“

„Sollte wirklich einer meiner Hunderter falsch sein?“ fragte Doresko, der inzwischen noch bleicher geworden war. „Ein Fremder wird leicht angeführt — ich wäre auch sogar erbötig, Ihnen zu helfen — einen Cavalier wie Sie, in Verlegenheiten zu sehn, ist schmerzlich —“

„Ich bin“, sagte Stropp „wie ich sehe, an den rechten Mann gekommen“ . . . er lachte.

„Vielleicht habe ich unerwartet einen Compagnon gefunden?“ rief Doresko. „Sie gefallen mir. Wären Sie am Ende Willens, Baron, sich an einem rentablen Geschäft zu betheiligen?“ —

„Warum nicht!“ sagte Stropp. „Es kömmt auf die Bedingungen an.“

„Sie haben Scharfblick gezeigt und sind über Scrupel, wie ich sehe, erhaben“, sagte Doresko, der in=

zwischen gut Deutsch gelernt hatte. „Einem Mann, wie Sie sind, sollte es nicht schlecht gehen. Wir — ich und mein Freund, suchen einen Dritten, der auf unsere Ideen eingeht — und wenn Sie geneigt wären, für uns eine Reise zu machen“ —

„Eine Reise? Es kömmt darauf an!“

„Wir versorgen Sie mit Geld und mit einem auf Sie vollkommen passenden Reisepaß — dagegen versprechen Sie, in unseren Interessen zu wirken. Vorerst hier — er öffnete die Brieftasche — „dreihundert Gulden!“

„Diese sind echt!“ sagte Stropp kaltblütig, nachdem er sie sorgfältig geprüft.

„Dies als Garantie, daß wir uns vorerst verstehen. Morgen mehr über unsere Angelegenheit. Ich freue mich, Sie kennen gelernt zu haben und will die Art, wie Sie mir zuerst entgegentraten, ganz vergessen. Doch jetzt, Baron, gehen wir in das Spielzimmer zurück, damit wir diesen „gebildeten Norddeutschen“ vollends ausziehen!“

Ein neuer Mensch geworden, Geld in der Tasche, von neuer Hoffnung, der ihm auf dem Nacken sitzenden Justiz zu entgehn, erfüllt, trat Stropp wieder in die Gesellschaft zurück. Er war voll Zuversicht, daß es

ihm gelingen werde, nach Ungarn und von da in die Türkei zu entweichen.

Ein paar Tage später war er aus Wien verschwunden. Als Agent der beiden Falschmünzer Doresko und Visony war er mit einem regelrechten Paß auf den Namen Friedrich Scherer, Handschuhfabrikant, lautend, versehen, vorerst nach Pesth abgegangen.

Drittes Kapitel.

Handelt von Krieg und neuen Allianzen.

Leonie von Greifenstein hatte sich unter dem rastlosen Drucke ihres bösen Gewissens entschlossen, den ihr seit Bruno's Freilassung drohenden Verlegenheiten und Gefahren mit irgend einem Schritte vorzukommen. Sie hatte alle Verhältnisse fein und schlau durchdacht, und wie sie glaubte, alle Punkte gefunden, welche sie zu ihrer Hinterthür nöthig hatte, um mit heiler Haut hindurchzuschlüpfen. Von Arthur, dessen Abgott sie war, hatte sie wenig zu fürchten, sie wußte das, sie kannte die Macht, welche ein Weib besitzt, welches leidenschaftlich geliebt wird. Vom Grafen von Thieboldsegg hatte sie am wenigsten etwas zu befürchten. Sie konnte im Gegentheil gewiß sein, daß ihr von ihrem Mitschuldigen die Hand zur Cooperation

geboten würde, sobald eine Wolke am Horizonte auftauchte. Aber Bruno und Cornelia waren ihr ernstlich gefährlich, von welchen beiden sie zuletzt in Paris auf eine so wilde und furiengleiche Art auseinandergekommen war. Doch auch da hatte sie noch die Ueberzeugung, daß es ihr gelingen würde, den Sturm zu beschwören, wenn sie sich eines von beiden mit ihrer glatten Zunge und ihrem an Auskünften reichen Kopfe bemächtigen könnte. Wie aber anknüpfen? Bruno, der sie mied, konnte sie nicht aufsuchen, und Cornelia that das Gleiche; bei letzterer war es unklar, ob sie Leonie mehr haßte oder verachtete.

Leonie entwarf in dieser Hinsicht alle erdenklichen Pläne, führte aber keinen aus, denn es fehlte jedem viel zum Erfolge.

In dieser rathlosen Lage kam ihr ein Billet vom Grafen von Thieboldsegg zu Hilfe, in welchem sie ersucht wurde, sich baldigst bei ihm sehen zu lassen.

Leonie ließ nicht lange auf sich warten und fand sich in früher Nachmittagsstunde desselben Tages schon ein.

Der Graf lehnte mit gekreuzten Armen in der Fensterecke, als sie eintrat, und rührte sich kaum. Nur

ein leise gesprochenes Willkommen deutete an, daß er den Besuch sehe. Diese starre Unbeweglichkeit verrieth bei ihm jederzeit eine große innere Aufregung.

„Was giebt's?" rief Leonie, der der Muth, mit welchem sie hereingesprungen kam, zu wanken anfing.

„Setzen Sie sich", sagte der Graf mit monotoner Stimme. „Ich bin sehr sorgenschwer!"

„Ei, ich nicht minder!" rief Leonie, indem sie sich in einen Lehnstuhl warf.

„Sehen dabei aber wie eine Rose aus", versetzte der Graf mit einem zwangvollen Lächeln, „schön, wie Frau Venus, schön, wie die Liebesgöttin selber!"

„Der Liebesgöttin", erwiderte Leonie rasch, „mag ich insofern ähnlich sein, als ich auch einen abscheulichen Vulkanus zum Gatten habe!"

„Aber auch ein junger Mars fehlt Ihnen nicht!" sagte der Graf lebhafter.

„Sie haben mich doch nicht gerufen", sagte Leonie, unruhig auffahrend, „um mir mit mythologischen Anspielungen den Text zu lesen?"

„In solcher Laune, wie die meinige", gab der Graf zur Antwort, „sollte man keine Scherze machen; sie gelingen nicht! Ich machte nur eine unschuldige

Anspielung auf die häufigen Besuche, die Ihnen der Rittmeister Haldenried macht!"

„Soll ich etwa nur mit Invaliden umgehen?" sprach Leonie scharf. „Sie kommen mir heute mit Ihren Fragen wahrhaftig so vor, wie Ihre fromme Schwester Sophie!"

„Ich sehe", rief der Graf, „daß Sie noch schlechterer Laune sind, als ich! Auf diesem Wege werden wir, wie mir scheint, nicht zusammenkommen, eher aneinanderfahren. Ich muß einen ernsthaften Ton anschlagen. Vor Allem muß ich erklären, daß mir Nichts lieber ist, als daß Sie den Rittmeister zur Seite haben. Da erfahren wir wenigstens von Zeit zu Zeit, was im anderen Lager vorgeht — ich meine, welche Pläne sein ominöser Bruder schmiedet; dieser Sache wegen habe ich Sie hauptsächlich zu mir gebeten. Der Mensch macht Ernst, seit er von seinen Ketten befreit ist, und das Schlimmste dabei ist: Cornelia kündigt mir beinahe schon den Gehorsam auf!"

„Ei, das wäre!" rief Leonie. „Wie steht es? Reden Sie, bester Freund! Wie steht's?"

„Das will ich von Ihnen oder durch Sie erst erfahren!" gab der Graf zur Antwort.

„Ich weiß leider Nichts", sprach Leonie.

„Hat der Rittmeister Nichts gesagt?"

„Ich glaube, daß es ihm ein Geheimniß sei", erwiderte Leonie. „Ich glaube es fest."

„Sonderbar!" rief der Graf. „Auch Cornelia ist äußerlich dieselbe; kein Wort des Geständnisses kömmt über ihre Lippen — ich könnte so verblendet sein, Alles in Ordnung finden, wenn ich nicht so viel Scharfblick hätte. Bruno sieht sie oft, da und dort — sogar bei mir —"

„Wer sagt das?" fragte Leonie.

„Koß", gab der Graf nonchalant zur Antwort. „Er hinterbringt mir Alles."

„Das ist noch gut", versetzte Leonie, einen auftauchenden Gedanken unterdrückend.

„Was nützt es mir? Was hab' ich davon!" rief der Graf. „Ich brauche Jemand, dem Cornelia Vertrauen schenkt. Ein Spion genügt mir nicht, ich brauche eine Vertrauensperson. Schade, daß Sie so mit Cornelia entzweit sind, der Teufel weiß, warum?"

„Jedenfalls steckt Eifersüchtelei dahinter", versetzte Leonie. „Sie wissen, daß Bruno sich für mich

interessirte, und das mag Cornelia in Paris gemerkt haben!“

„Glauben Sie nicht“, fuhr der Graf fort, „daß Sie noch mit ihr auf guten Fuß kommen könnten?“

„Ich wünschte es selbst“, versetzte Leonie. „Doch weiß ich nicht, auf welchem Wege!“

„Es muß versucht werden!“ rief Thieboldsegg mit Nachdruck. „Nie hätte ich geglaubt, daß Cornelia, das sanfte, weiche Wesen, eine so tiefe Energie der Gefühle besitzt, daß sie mir und allen Verhältnissen Trotz bieten könnte. Wahrlich, die besten Ueberzeugungen des Mannes haften nicht so fest, wie die tollste Liebe im Herzen eines Weibes! Es war ein Fehler, daß ich die Gefühle meiner Tochter so heimlich habe fortglühen lassen. Aber die Umstände geben mir wieder Recht! Wer hätte auch geglaubt, daß ich mit Hugo Kronenburg Nichts ausrichte — mit einem Menschen, den Jedermann nach Belieben rechts und links drehen kann, ausgenommen ich! Er ist an Allem Schuld. In Enzdorf war es vor etlichen Wochen schon so weit, daß ihm Cornelia die Hand gegeben hätte. Er war es, der zurück trat, vielmehr zurückgezogen wurde — der willenlose Trotzkopf!“

„Sie glauben, der alte Kronenburg ist Schuld daran?“ fiel ihm die Baronin rasch in's Wort.

„Gewiß“, sprach der Graf. „Prinzipielle Gegensätze haben in letzter Zeit Reibungen zwischen uns erzeugt. Er will das Jahrhundert mit Censuren und Bannflüchen meistern; ich, wie Sie wissen können, denke dagegen: panem et circenses, ich glaube, daß man sich des Gehorsams der Völker mit Theater und wohlfeilem Brode fester versichern kann, dazu trat verletzter Stolz, kamen Denunziationen — Sie kennen doch jenes niedrige Subjekt, cet être infime, den Burda?“

„Ich entsinne mich seiner“, gab Leonie zur Antwort.

„Der hat offenbar die Waffen gegen mich gekehrt“, fuhr Thieboldsegg fort. „Er hatte in Paris den Auftrag, Bruno zu bewachen, und wird diesen irgendwo mit meiner Tochter erblickt haben! Er hat das dem Fürsten hinterbracht, das Weitere läßt sich denken.“

Der Graf gestand nicht, daß er dem Spion damals das mögliche Einverständniß zwischen Bruno und seiner Tochter angedeutet hatte, gleich darauf, als er durch Leonie's Verrath in den Besitz des Geheimnisses gekommen.

„Ja, da begreift sich Alles!“ rief Leonie, die zwar sehr aufmerksam zuhörte, aber doch von Zeit zu Zeit die Miene einer Zerstreuten hatte, weil sie immer wieder in Nachdenken verfiel, wie sie aus dem Vernommenen für ihre eigene Lage Vortheil ziehen könne.

„Mit dieser Heirath, deren Gedanke mich so lange beschäftigt hat, ist es aus!“ rief der Graf mit einem leisen Seufzer. „Resignation ist besser am Platze, als sich da noch Illusionen hinzugeben. Jetzt heißt es, das zärtliche Verhältniß meiner Tochter aufzulösen, oder zu zerbrechen. Helfen Sie mir, Leonie! Helfen Sie mir, theure Freundin!“

„Ahnt Cornelia nicht, daß Sie um Ihre Liebe längst wissen?“ fragte Leonie mit besonderem Interesse.

„Träumt nicht davon!“ rief der Graf. „Sie hat einmal — in einer besonderen Gemüthsbewegung — den Anlauf genommen, mir Alles zu gestehen, als wir in Enzdorf waren. Ich habe das Geständniß vereitelt, da mir damals nichts ungelegener kommen konnte. Seitdem ist Alles still. Cornelia ist bester Laune und blüht zusehends wieder auf. Natürlich, da die betrübenden Ursachen ihrer stillen Aufregungen aufgehört und den extravagantesten Glückshoffnungen Platz ge-

macht haben! Sie sieht ihren Liebhaber und erwartet Schritte von ihm, die sie zum Ziele führen. Seit seiner Freilassung ist er, wie mir Koß sagt, schon das dritte Mal mit ihr zusammengekommen. Das erste Mal hier im Hause, das zweite Mal in einer Gemäldeausstellung, in die ich sie mit ihrer jetzigen Gesellschafterin gehen ließ, ein drittes Mal im Park von Schönbrunn. Mir wurde die Ehre seines Besuches erst heute Morgens zu Theil, unmittelbar bevor ich Ihnen das Billet schickte. Das war ein offizieller Gang, eine stille Kriegserklärung vor Beginn seines Feldzugs. Ich wollte ihn zurückweisen, als er angemeldet wurde, besann mich aber und ließ ihn kommen. Um jedoch jeder Erklärung oder Annäherung auszuweichen, ließ ich meinen Sekretär bei mir, mit welchem ich eine dringende Arbeit zu erledigen fortfuhr. Jetzt hilft Alles nichts mehr. Das Eis muß aufgehauen werden. Meine Tochter ist jetzt allein, gehen Sie zu ihr hinüber —"

„Wie kann ich das?" sprach Leonie in verzweifeltem Tone.

„Sie können Alles", fuhr der Graf fort. „Berufen Sie sich auf mich, auf meinen Wunsch. Doch

ich kenne Ihre Ueberredungsgabe, Sie reussiren. Sie sind in dem Punkt wie ein Engländer! Faßt er erst festen Fuß, hat er schon eine Colonie und bald das ganze Land . . . . Riskiren Sie es für mich, charmante Leonie!"

Die Baronin dachte einen Augenblick mit auf den Boden gehefteten Augen still nach. Dann sagte sie:

„Wenn mein Weg fruchtbar werden soll, so kann ich die Mittel zum Ziele nicht wählen, sondern muß sie ergreifen, wo und wie ich sie finde. Ist Ihnen das recht?"

„Mir ist Alles recht!" rief der Graf. „Alles!"

„Ich muß jedoch", machte die Baronin zur Bedingung, „darauf rechnen können, daß Sie mich im Nothfalle nicht verläugnen, sondern mir sekundiren!"

„Liegt in der Natur der Sache!" rief der Graf. „Wir sind ohnehin schon so verkettet, daß wir ohne wechselseitigen Schaden nicht brechen können."

Es war ein schwerer Moment, als Leonie eine Weile darauf an Cornelia's Thür kam und dort stehen blieb. Ihr Herz klopfte lebhaft. Seit dem wilden Auftritte in der rue Castiglione in Paris hatten sich Beide nicht wiedergesehen, als sie ein grausamer Zufall

auf einem compromittirenden Boden zu ihrem wechselseitigen Entsetzen zusammengeführt hatte. Das letzte Wort, das Leonie dort Cornelien zugerufen, war eine einer ergrimmten Bacchantin würdige Verwünschung. Es gehörte Muth und ihre verzweifelte Lage dazu, um vor dieser Thür nicht fluchtartig umzukehren, es bedurfte äußerster gewaltsamster Selbstaufstachelung. Es war der Anlauf eines Soldaten, der zum ersten Male in's Feuer geht.

Endlich hatte Leonie geklopft. Eine ihr wohlbekannte Stimme rief herein. Die Thür ging auf. Lebhaft, aber mit farblosen Wangen eilte Leonie ihrer Freundin von ehedem entgegen.

Cornelia saß in ihrem kleinen, mit Blumen angefüllten Zimmer am Fenster, den Kopf mit dem schönen Haare und der reinen Stirn über eine Arbeit gebückt: sie beendigte eben ein Aquarellbild für den Geburtstag ihres Vaters. Leonie erblickend, ließ sie den Pinsel fallen und drückte vorerst ihr Erstaunen über den unerwartesten oder vielmehr unangenehmsten aller Besuche nur durch große scheue Blicke aus.

„Kennst Du mich nicht mehr, daß Du mich so stumm anblickst?" rief Leonie, während sie sich der

noch immer schweigenden Freundin zur Seite setzte und ihre Hand ergriff, und fuhr mit der Eile der Aufregung fort:

„Ich berufe mich auf Deinen Vater, der mir mit der steten Frage, warum wir uns nicht mehr sehen, einen Zwang anthut, denn mit der wahren Ursache unseres Zerwürfnisses kann ich ihn nicht bekannt machen. Um seiner Person willen mußt Du es Dir schon gefallen lassen, daß wir unsere Freundschaft wenigstens in der Gestalt äußerlicher Formalität fortsetzen. Was mich betrifft, so wünsch' ich von Herzen, daß wir die fatalen Vorkommnisse in Paris vergessen und uns versöhnen. Mein ganzes Verbrechen ist Eifersucht gewesen und Du wirst als Ohrenzeugin der traurigsten und für mich beschämendsten Scene wissen, daß ich dazu berechtigt war. Ich begreife jene Zeit nicht mehr. Mein Herz hat sich selbst getäuscht, als ich mir das Vorhandensein einer Alles ausschließenden Leidenschaft vorspiegelte! Ich sehe das heute so klar und sehe es so nüchtern an, und komme mir in der Scene der rue Castiglione wie eine von momentanem Wahnsinn Befallene vor. Ich habe den Vorfall damals, kaum zu Hause angelangt, tief, tief bereut und mein Be-

nehmen bis zu dieser Stunde muß Dir gezeigt haben, daß ich nicht Deine Gegnerin geworden, sondern Deine zwar verschmähte, aber in der Stille aufrichtige Freundin geblieben bin!"

Cornelia erwiderte auf diese lange Anrede, welche ein seltsames Gemenge von wirklicher Empfindung und intriguanter Berechnungen war, wenige, aber schwere Worte.

„Du hast", sprach sie mit der ihr eigenen Ruhe, „mein Vertrauen für immer verwirkt; ich gestehe offen, daß ich hinter Deinem Besuche nur einen selbstischen oder gar feindlichen Zweck für versteckt halte."

„Cornelia!" schrie Leonie mit Schrecken auf, „sage mir die Gründe Deines Verdachts, ehe Du mich so tödtlich beleidigst!"

„Wenn Du Gründe haben willst", sprach Cornelia mit edler Gelassenheit, „lege die Hand an Dein Herz und Du wirst nicht fehlgreifen!"

„Welcher Schuld sollt' ich mir bewußt sein?" rief Leonie mit der Miene gekränkter Unschuld, während alle ihre Besorgnisse plötzlich aufgescheucht emporstiegen. „Das kleinliche Wesen kannst Du nicht sein, welches in den Begebnissen von ehedem fortwühlt und Baga-

tellen für Ungeheuer hältst! Seitdem waren wir zweihundert Meilen auseinander, hätt' ich Dir aber einen großen Dienst indeß leisten können, so wär' es nicht blos bei meiner Absicht geblieben! Weit entfernt also, hinter meinem heutigen Besuche einen niedrigen Zweck zu verstecken, erklär' ich Dir, dazu herausgefordert, daß ich vorzugsweise aus Antheil für Dich herkomme. Ich kenne Deine Lage und weiß, daß Du eine Freundin brauchen kannst, eine Freundin, welche nicht nur Ergebenheit, sondern auch Geist und Einfluß besitzt, um das größte Anliegen Deines Lebens in der nahenden Stunde der Entscheidung zum Ziele zu fördern!

„Ich danke Dir", gab Cornelia mit durchschimmerndem Zorne zur Antwort, „selbst wenn meine Lage, wie Du annimmst, so bemitleidenswerth wäre und ich guten Rathes bedürfte! Glücklicher Weise bin ich nicht so verlassen; der edelste und muthigste Freund steht mir fortan zur Seite, der Mann, welcher mein ganzes Herz ausfüllt und für welchen ich mein Leben hingebe! Hör' es und hinterbringe es meinem Vater zum zweiten Mal, wenn die Wirkung Deiner ersten Angeberei zu gering gewesen sein sollte, denn Du wirst wissen, daß mein Vater, mir gegenüber, von Deinem Verrathe

keinen Gebrauch gemacht und denselben wahrscheinlich verschmäht hat!"

Wenn eine Kanonenkugel dicht an Leonie's Ohren vorübergeflogen wäre, so hätte sie nicht stärker betäubt werden können, als sie es im Augenblick war. Eine, und zwar die schwerste Anklage, die sie zu fürchten hatte, aber unter allen am wenigsten erwartete, war ihr mit Einem Mal in's Gesicht geschleudert worden. Sie wollte antworten, aber sie wußte buchstäblich nicht, woher sie ein Wort der Vertheidigung nehmen sollte. Hatte sie der Graf selbst verrathen? Der Gedanke war unausweichlich und bildete wohl die mitwirkende Ursache, daß ihr sonst an Ausflüchten so reicher Kopf plötzlich gleichsam den Dienst versagte und ihre Geistesgegenwart sie wie gelähmt im Stiche ließ.

Leonie nahm abermals einen Anlauf, um zu antworten, aber kaum hatte sie die Lippen in Bereitschaft gesetzt, als sie ihre ganze Ohnmacht fühlte, beide Hände plötzlich über die Augen schlug und auf das Bitterlichste zu weinen begann.

Die Weinende merkte nicht, daß ihre furchtbare Anklägerin, welche ein so zart besaitetes Gemüth besaß,

selbst zu ringen hatte, um nicht bei dem Ausbruche dieser schulderpreßten Thränen selbst mitzuweinen.

„Leonie“, sagte Cornelia nach einer Weile mit sanfter, vibrirender Stimme, „ich verzeihe Dir! Du thust mir leid, wenngleich Dir Recht geschieht. Ich verzeihe Dir — von ganzem Herzen —“ Sie mußte abbrechen.

Diese Worte schnellten Leonie empor. Sie ergriff die verrathene Freundin mit beiden Armen und bedeckte sie mit leidenschaftlichen Küssen. Gern hätte sie ein aufrichtiges Bekenntniß ihrer Schuld abgelegt, aber diese erschien ihr so häßlich, daß sich ihre ausbrechende Reue nicht weiter hervortraute. Die Schuldige zog es vor, sich durch hartnäckiges Leugnen und treffende Scheinbeweise rein zu waschen.

„Du hast ein edles Herz“, sprach sie endlich, „das weiß ich längst, aber die Großmuth, die Du zeigst, übertrifft Alles, was sich von einem verletzten Weibe erwarten läßt! Sieh, dankbar erkenne ich an, daß Du mir w i r k l i c h verzeihst, weil Du an meine Schuld w i r k l i c h glaubst! Und doch thust Du mir schreiendes Unrecht! Wenn ich Dich nicht so liebte, würde ich gleich fortgestürzt sein, und für die angethane Schmach Genugthuung verlangen.. Weil ich aber

gewiß bin, daß Du selbst das Opfer einer Verleumdung bist, und weil mir daran gelegen ist, zu verhüten, daß Du noch ferner der Spielball in den Händen irgend eines bösen Menschen bleibest —"

„Du läugnest umsonst", unterbrach sie Cornelia.

„Nun, so sprich doch, wer ist mein Ankläger?" rief Leonie im Tone einer rein äußerlich stolzen Herausforderung, während ihr Inneres, wie von Nadeln gestochen, die Antwort erwartete.

„Bruno", gab Cornelia einsilbig, aber fest zur Antwort.

„Das muß ich hören!" rief Leonie sehr heftig. „Soll denn meine Reue kein Ende nehmen, daß ich im Leben diesem Manne begegnet bin!" Sie fuhr sich mit der Hand wild in's Haar.

„Ich kann Dir auch sagen, woher er das weiß, wessen er Dich bezüchtigt", fuhr Cornelia fort, „damit es feststehe, auf welcher Seite das Unrecht ist."

„Das möcht' ich hören!" rief Leonie mit äußerster Spannung.

„In Paris war damals", begann Cornelia, „meinem Vater ein Polizeiagent attachirt. Diesem begegnete Bruno vor ein paar Tagen und erfuhr von ihm

umständlich, daß mein Vater schon damals um unsre Liebe gewußt."

„Das kann nur ein gewisser Burda gewesen sein", rief Leonie, „eines der gemeinsten Subjecte —"

„Ein gemeiner Mensch soll er sein", bemerkte Cornelia, „doch das gehört nicht her. Die Hauptsache besteht darin, daß er ein Geheimniß kennt, welches damals Niemandem bekannt war, bekannt sein konnte, als Dir!"

„Hat sich der Unverschämte dabei auf mich berufen?" fragte Leonie.

„Das eben nicht", lautete die Antwort.

„Also das sind Eure Schlüsse?"

„Die aber den Nagel auf den Kopf treffen", setzte Cornelia hinzu.

„Wirklich!" rief Leonie, während sie den Druck auf ihrer Brust schon erleichtert fühlte. „Und Euch fällt gar nicht bei, daß Ihr von diesem Burda, der auftragsmäßig überall hinter Bruno einherging, irgendwo getroffen worden sein könnte?"

„Das steht dem Sachverhalte nicht entgegen", versetzte Cornelia. „Er hat ja behauptet, später als der

Vater davon Wind bekommen zu haben; nun, wo hatte es mein Vater her?"

„Und Du glaubst, gutmüthige Thörin", rief Leonie, „Dein Vater würde bis zur Stunde Dir gegenüber geschwiegen haben?"

„Nenne mich immerhin Thörin", erwiderte Cornelia, „aber nur deßhalb, weil ich nicht das oft auffallende Benehmen meines Vaters schon früher richtig deutete, bevor mir Bruno die Nachricht brachte. Freilich, freilich", fügte sie, sich an die Stirne klopfend, hinzu, „hat er es längst gewußt — längst —"

„Traue dem Burda nicht", versetzte Leonie. „Er lügt. Hätt' es Dein Vater gewußt, oder wüßte er es erst seit einem Augenblicke, so würde er unfehlbar Dir den Text gelesen haben. Ich kenne ihn darin!"

„Du kennst ihn eben nicht", sprach Cornelia gelassen. „Er ist der beste Vater, er läßt meinem Herzen freie Wahl. Er wußte es und verschmähte es auf Grund einer Angeberei die Sache zur Sprache zu bringen. Er erwartete mein Geständniß, freilich vergebens — o, wie häßlich erscheint es mir, geschwiegen zu haben! Mein Vater wollte mir Zeit lassen, mein

Herz zu prüfen und eilte mit dem Geheimniß nicht hervor, weil ich selbst keine Eile zu haben schien. Was wäre ihm lieber gewesen, als meine Verbindung mit Hugo? Doch — hat er mich dazu mit einem einzigen harten Worte gedrängt? Mag er jetzt immerhin schwere Bedenken gegen meinen Ehebund mit Bruno haben — welcher Vater in seiner Lage hätte sie nicht? Er wird zögern und prüfen und den Kopf schütteln, aber am Ende zustimmen, weil ihm mein inneres Glück über Alles geht! Ein kleiner Kopfschmerz, über den ich klage, macht ihn unglücklich; sieht er mich einmal bläßer, als gewöhnlich, so schreckt er zusammen: würde er mein Herz brechen wollen? An dem Tage bräche das seinige zugleich!"

„Desto besser für Dich!" warf Leonie hin, indem ein verächtlich mitleidiger Mienenzug nach dem vernommenen Lobe der Gemüthseigenschaften des Grafen von Thieboldsegg auf ihrem Gesichte hervorblitzte. „Doch das gehört, streng genommen, nicht her. . . . Du bist mir zum Nachweise meines Verraths ein besseres Document schuldig, als die Behauptungen eines Burda!"

„Jetzt bleibt nichts übrig", sagte Cornelia trocken, „als daß Du ihn zur Rede stellst. Wir glauben es vorerst!"

„Ihr glaubt es!“ rief Leonie höhnisch, nach der letzten Waffe greifend, „Burda ist also nicht der Elende, sondern ich bin es! Warum gerade ich? Hast Du damals nicht noch andere Mitwisser gehabt?“

„Wohl“, sagte Cornelia mit fester Stimme, doch es waren keine Verräther darunter.“

„Kann es nicht die Hassenfeld gewesen sein?“ fragte Leonie.

„Darauf ist jede Erwiderung überflüssig.“

„Ist auch Koß über alle Zweifel erhaben?“ fragte Leonie, ihrem vis à vis scharf in die Augen sehend.

„Ich glaube, er ist es“. erwiderte Cornelia sicher, jedoch nach einigem Zaudern.

„Große Menschenkennerin!“ rief Leonie in übermüthigem Tone. „Burda, die Hassenfeld, Koß, alle höher, als daß sie Euer Verdacht erreichte! Ich allein bin dazu schlecht genug! So wisse es — für die Vertheidigung meiner Ehre greif' ich zu jedem Mittel — ja, Du bist verrathen worden, längst, damals schon und — Koß ist der Verräther!“

Cornelia's Mienen verriethen Bestürzung. Sie schwieg.

„Sind solche Verbrechen nur wahrscheinlich an

mir?" fragte Leonie mit stillem Triumph weiter, da sie auf dem äußersten Auswege durchzukommen glaubte. Sie war fest entschlossen, den alten Koß als Sühnopfer hinzuwerfen, um sich und am Ende auch den Grafen auf anständige Weise aus der Schlinge zu ziehen.

„Welche Beweise hast Du?" fragte Cornelia.

„Erforsche sie selbst", sprach Leonie, von ihrer momentanen Ueberlegenheit Gebrauch machend, „dann entschuldigt Euch, Du und Bruno bei mir! Ich behaupte: Koß ist ein Verräther, er hinterbringt Deinem Vater Alles, jeden Besuch, den Du empfängst, er verräth jeden Weg, den Du einschlägst, er unterrichtet ihn von jedem Briefchen, welches Du durch ihn bestellen lässest."

Auf Cornelia machte sich die Wirkung der Enthüllung durch eine tiefe Niedergeschlagenheit kund; Leonie fuhr ohne Unterbrechung fort:

„Du hast vollständig Recht zu glauben, daß Dein Vater zu edel denke, um von der Spionage eines Lakaien Gebrauch zu machen. Er duldet es, um Dich zu schonen, er läßt den Diener fortkundschaften, um Deinen Ruf zu schonen. Längst hätte er ihn davongejagt, wenn Dein guter Ruf durch eine so motivirte

Entlassung nicht gefährdet würde. Dein Vater duldet es also, muß es dulden; er hört, aber er schweigt."

„Du sagst es mit so großer Bestimmtheit", erwiderte Cornelia von der peinlichsten Ueberraschung starr, „daß ich es wohl glauben muß. Auf wen ist Verlaß und Glaube? Auf diesen Menschen hätt' ich geschworen!"

„Du bist zu jung, liebe Cornelia", sprach Leonie im Tone liebevoller Theilnahme, „um erfahrungsreich zu sein, Du denkst zu edel, als daß Du das Schlechte fürchtetest und vorschnell voraussetztest. Jetzt siehst Du wohl, daß mein Verrath, wenn Verrath von meiner Seite denkbar wäre, zu spät gekommen wäre und daß Koß mir da längst vorausgeeilt sein mußte. Nun frage ich Dich auch, ob Du an Deinem Mißtrauen noch festhältst, und immer noch meinest, daß ich mit einem selbstischen und feindlichen Zweck hiehergekommen sei? Was hab' ich zu verrathen? welche feindliche Macht hab' ich in Händen? Erwachte Freundschaft trieb mich her und das innerste Bedürfniß, Dir zu nützen. Ich kenne Deine Lage, ich durchsehe, ich ahne Alles. Mich hältst Du für Deine Feindin? Wahrlich, es wäre mein glücklichster Tag, an welchem ich Dich mit Bruno zum Al-

tare würde fahren sehen! Ich schwör' es Dir beim allmächtigen Gott."

Sie erhob ihre Hand.

Er war kein Meineid, welchen sie schwor. Sie hatte, ihrer Situation willen, den alten Koß rücksichtslos geopfert, ohne bei dem Gedanken lange zu verweilen, was aus ihm werde und welche Verlegenheiten sie ihrem Verbündeten, dem Grafen, damit bereiten werde. Jetzt war sie auch entschlossen, den Grafen im Stich zu lassen und ihm, so viel in ihren Kräften lag, durch Unterstützung der Liebenden entgegenzuarbeiten, um den Sturm zu beschwören und ihr Verhältniß zu Arthur vor möglichen Erschütterungen zu bewahren.

„Hätt' ich Dich so sehr verkannt?" rief Cornelia voll Freude und Reue helllaut.

„Eine unglückliche Gattin, wie ich", versetzte Leonie rasch, „reißt Herzen, die zu einander gehören, nicht auseinander, denn sie kennt den ganzen Jammer eines Bundes, welchen nur Noth und äußere Rücksicht, oder Stolz und nicht die Liebe schließt. Du wirst von Deinem Vater leidenschaftlich geliebt, das weiß ich, aber träume nicht, daß er wie der Vater im Lustspiel auf-

treten und Dich mit beiden Händen segnen werde. Es wird Kämpfe, harte Kämpfe kosten und Du würdest gegen Dich selbst wüthen, wenn Du den Einfluß von Dir weisen solltest, welchen ich bei Deinem Vater besitze und den ich für Dich in Bewegung setzen will, wie wenn Du meine Schwester oder mein eigenes Kind wärest!"

„Ich danke Dir", erwiderte Cornelia, die in Folge der Wendungen der langen Unterredung, wie eine Verwirrte dagestanden war, „und habe nicht den Muth, von Dir, der Beleidigten, die geringste Gefälligkeit anzunehmen. Verzeihe mir, wie ich Dir früher verzeihen wollte, von ganzem Herzen!"

„Gute Seele!" rief Leonie, indem sie Cornelien an ihre Brust drückte. „Wenn Du mich mit Deinen treuen Augen so anblickst, so entwaffnest Du allen Zorn, der sich in mir regen möchte. Bagatellen, von Zufälligkeiten vergiftet, haben uns getrennt. Es ist vergessen. Wechselseitiges Bedürfniß und ein großes Ziel führen uns wieder zusammen, Du brauchst eine Freundin, ich bin ohne würdigen Umgang, laß uns wie Schwestern fortan zusammensein!"

Während sich Beide noch in den Armen lagen, klopfte

es leise, die Thüre ging auf und der unerwartetste der Besucher — Bruno Haldenried trat ein. Er seinerseits war nicht wenig frappirt, das Weib, das er für die gemeinsame Feindin hielt, an der Brust seiner Geliebten liegen zu sehen. Er blieb starr an der Thür stehen.

„Bruno“, rief Cornelia, deren Gesichtszüge sich wie bei dem Erscheinen der Sonne plötzlich erhellt hatten, „wir haben Leonie großes, furchtbares Unrecht gethan! Du wirst Alles ausführlich hören. Aber, wie die Richter in Deinem Processe, von blendenden Umständen verführt, nahe daran waren, Dich schuldig zu sprechen, so sind auch wir durch verführerische Schlußfolgerungen auf einen Abweg gerathen. Wir sind versöhnt —“

„Wirklich?“ sprach Bruno zu Leonie kalt und gelassen. „Wir haben Sie falsch beurtheilt? Sie besitzen, gnädige Frau, eine wahrhaft glänzende Dialektik!“

„Nein, nein, sprich nicht so!“ rief Cornelia, die Freundin in Schutz nehmend, während diese mit gesenkten Augen und der Miene einer Unschuldigen dastand, welche die Verkennung, des nahenden Triumphes gewiß, mit Ergebung trägt.

Cornelia konnte nicht vollenden.

Die Thür, welche zu den zusammenhängenden Appartements führte, öffnete sich, Graf von Thieboldsegg kam zum Vorschein. Bruno erblickend, fuhr er sichtlich zusammen, er wurde ganz blaß und seine sonst apathischen Züge zogen sich wie im Krampfe zusammen. Seiner unsichern Haltung sah man es an, daß er gern zurückgetreten wäre, wenn es sich irgendwie hätte durchführen lassen.

Dies Alles war nicht den Anwesenden entgangen und konnte nur die peinliche Erwartung vermehren und steigern, welche sein Erscheinen an und für sich hervorgerufen hätte, da er zum ersten Male den verhaßten Liebhaber mit seiner Tochter zusammentraf.

„Herr Haldenried", sagte der Graf sich nähernd, ruhig, aber sehr scharf, „da wir uns heute schon gesehen haben, ist nicht anzunehmen, daß Sie mich in diesem Hause jetzt suchen."

„Excellenz", erwiderte Bruno, „Ihr heutiger Empfang war von einer Art, daß es gar nicht auffallen kann, wenn ich das Anliegen, das ich am Herzen habe, auf meinem eigenen Wege durchzusetzen versuche. Da ich mit Recht fürchten muß, Sie bei einer nächsten

Audienz wieder mit so viel Geschäften überhäuft zu finden, wie heute, hab' ich mich entschlossen, eine Supplik, die ich mündlich an Sie richten wollte, schriftlich zu überreichen. Die Comtesse war so gnädig, die Uebergabe derselben zu übernehmen."

Er zog einen Brief aus der Brusttasche und hielt ihn dem Grafen entgegen, während Cornelia, von Leonie mit einem Arm umschlungen, mit gesenktem Haupte, bald erröthend, bald erblassend, sprachberaubt, die tiefste Aufregung durch zeitweiliges Zusammenzucken verrathend, dastand.

„Ich nehme den Brief nicht", gab der Graf mit verbissenem Zorn zur Antwort, indem er sich halb wegwandte.

„Da ich keinen Grund kenne", versetzte Bruno mit rascher Fassung, „warum ein Brief von mir ungelesen zurückgewiesen werden könnte, so muß ich mit Recht Ihre Weigerung als die vorläufige Antwort auf den Inhalt desselben ansehen."

„Vorläufige Antwort!" brach der Graf mit einer an ihm ungewohnten Hitze aus. „Wir haben Nichts mit einander gemein! Sie überschätzen Ihre Stellung. Sie vergessen, daß Sie kaum und mit Mühe Ihr

Staatsbürgerrecht wieder erlangt haben. Sie übersehen die Kluft, welche nicht allein die gesellschaftliche Ordnung, sondern auch die Basis meiner ganzen staatsmännischen Existenz zwischen uns bildet. Ich vermöchte nicht, wenn ich auch einen Grund dazu hätte, Sie an meine Seite zu stellen, ich könnte nur zu Ihnen herabsinken, nachdem ich zuvor meine Würden unter dem Bedauern und Achselzucken meiner Standesgenossen begraben hätte. Mein Beruf, die Thätigkeit meiner Stellung ist mein Leben und hoffentlich werden Sie nach dieser Erklärung klarere Begriffe über die Natur der Hindernisse, die uns trennen und jede Gemeinsamkeit abschneiden, mit sich fortnehmen, und einsehen, daß Ihnen nicht nur allein ein ungünstiger Wille, sondern die unbeugsame Wucht aller Verhältnisse entgegenstehen!"

„Graf!" intervenirte Leonie eilig, um die wohl nur verdiente Antwort auf diese zerschmetternde Anrede abzuschneiden, durch welche jedoch die feindselige Stellung der zwei Männer bis zum Aeußersten gebracht werden konnte, „nehmen Sie Ihrer Freundin die Einmischung nicht übel! Ohne mir natürlich über die von Ihnen vorgetragenen Bedenken ein Urtheil anzu-

maßen, muß ich Sie aufmerksam machen, daß ich das Motiv nicht entdecken kann, welches Sie bestimmt, einen Brief, der Ihnen vermuthlich über Herrn Haldenried's persönliche und soziale Stellung ganz unerwartete Aufschlüsse giebt, so direkt zurückzuweisen!" —

„Ich nehme ihn nicht!" rief der Graf entschieden. „Nie und nie!"

„Es ist fast überflüssig jetzt, noch hierüber ein Wort zu sprechen", sprach Bruno mit finsterm Blick. „Der Herr Graf ist über das Wesen der Sache wohl unterrichtet, wie Ihnen, Frau Baronin, längst bekannt sein dürfte."

„Woraus schließen Sie das?" fragte der Graf, einen mißtrauischen Blick auf Leonie werfend, Bruno.

„Sie stellten die Frage nicht", versetzte Leonie, für den Gefragten das Wort rasch nehmend, „wenn Sie wüßten, was unmittelbar vor Ihrem Eintreten vorgefallen. Es steht fest, daß Sie um das Geheimniß längst wissen, und ich hatte die äußerste Mühe, den Verdacht von mir abzuwälzen, daß ich die Verrätherin gespielt habe. Da die Dinge zu diesem plötzlichen Ausbruche gekommen sind und alle Bemäntelungen das Aussehen des Sachverhaltes nicht ändern, sind Sie

mir eine Rechtfertigung schuldig, Graf! Sagen Sie laut: War ich die Verrätherin, oder haben Sie von Koß das Bestehen des Verhältnisses zwischen Cornelia und Herrn Bruno Haldenried von allem Anfang an erfahren?"

„Baronin!" rief der Graf wild auf, „sind Sie bei Trost, meinen Diener, der nur seine Pflicht gethan, zu compromittiren?"

„Es thut mir leid", sagte Leonie unerschrocken. „Ich stehe mir doch näher. Meine Ehre steht auf dem Spiel. Burda hat Geständnisse gemacht und da läßt sich Koß nicht länger schonen!"

„Dieser Wicht!" rief der Graf wüthend. „Wer kann einem solchen Schuft ein Wort glauben?"

„Leider, leider, lieber Graf!" fuhr Leonie fort, „hat dieses gefährliche Subjekt in diesem Fall, wie in so vielen anderen Fällen, den Aufenthalt in Ihrer Umgebung schändlich mißbraucht, und seit Sie ihn erkannt und davongejagt, sucht er sich zu rächen!"

„Ich werde mit ihm abrechnen!" rief der Graf mit einer heftigen Bewegung. „Ich will dem Schufte beikommen, aber was Koß betrifft, so kann ich ihn nur

für seine Treue und für seine Wachsamkeit im Punkte meiner Familienehre nur belohnen!"

„Genug, Herr Graf!" rief Bruno, vor Zorn erröthend.

„Vater!" warf sich Cornelia dazwischen.

„Hinweg!" rief der Graf, seine Tochter, welche ihn umschlingen wollte, heftig von sich abwehrend, „wir sind später lange genug allein, um mit einander zu reden! Vor Allem soll diese Scene ein Ende nehmen. Ich ersuche Sie, Herr Haldenried, den Inhalt meiner Erklärungen zu beherzigen und es fernhin nicht mehr zu wagen, mein Haus zum Tummelplatz Ihrer Abenteuer zu machen!"

Er schoß in unbeschreiblicher Aufregung durch die Thür, durch welche er gekommen, hinaus.

„Ist das mein Vater?" rief Cornelia, die Hände ringend, aus. „Sagt mir: meine Augen haben nicht recht gesehen, meine Ohren falsch vernommen! Ich könnte mich darüber zu Tode weinen! Aber mein Schmerz hat zum Glücke den Alles überwältigenden Trost, daß ich für Dich und mit Dir leide, Bruno!"

Sie fiel dem Geliebten in die Arme.

Viertes Kapitel.

Worin sich Doctor Schmey in neuen Metamorphosen zeigt.

Das „Donaureich“ fuhr unter der Leitung seines Redakteurs fort, an Bedeutung und, was identisch ist, an Abonnentenzahl zu gewinnen. Indem es einerseits den Geist des Liberalismus heuchelte, hatte es andererseits auch zugleich das Ansehen eines aus höchsten Kreisen inspirirten Organs. Dies Ansehn, diese geistige Physiognomie war kein leerer Nimbus in einer Zeit, in welcher Nichts eine selbstständige Geltung hatte, als das Wort der Machthaber. Doctor Schmey, der über die Schmerzen, welche ihm sein Abfall anfänglich gekostet, längst hinaus war, hatte sich ganz in seine Rolle hineingelebt und war durch die glänzendsten finanziellen und sozialen Erfolge angefeuert worden, die Rolle weiter zu spielen. Mit verächtlicher Miene blickte

er auf seine redlich gemeinte Opposition von ehemals zurück, wie auf die kindliche Epoche seines Schriftstellerlebens, seine literarische und politische Fuchs- und Dummejungenzeit. Kein Wunder, daß sich seine Anschauung von Tag zu Tag mehr depravirte und er jede Thätigkeit einer Feder belächelte, welche sich an keine reale Macht anlehnte. Da alle Principien für ihn zu existiren aufgehört hatten, war seinem pomphaft verhüllten Servilismus keine Grenze mehr gezogen, an welcher er durch irgend ein Bedenken angehalten, werden konnte, den dreistesten Wünschen seiner hohen Gönner zu widersprechen. Er war der Teufelsadvokat der reactionärsten Maaßregeln geworden. Er hatte sich gewöhnt, alles von Oben her Gebotene blind zu acceptiren, ohne dessen innern Faulheits- und Verwerflichkeitsgrad zu untersuchen. Die ganze Freiheit, welche er sich noch bewahrt, bestand darin, daß er sich's vorbehielt, zu bestimmen, auf welche Art, in welchem Gewande er die Sache den Lesern seines Journals mundgerecht und plausibel zu machen habe . . . . .

Dieser innige Zusammenhang mit der herrschenden Macht, eben darum so pervers, weil sich das Blatt noch immer des trügerischen Aushängeschildes bediente

und ein selbstständiges, ja oppositionelles Blatt zu sein vorgab, war die Quelle des Einflusses und der Macht geworden, die der Redakteur unbestritten erlangt.

Doctor Schmey hatte längst angefangen, ein Stück von einem Diplomaten und Staatsmanne in sich zu fühlen. Es war nicht zu läugnen, daß er eine Art grand seigneur geworden. Freilich konnte sich sein Stolz, sein Herrschergelüste, seine Herrlichkeit nur nach Unten hin entfalten; nach Oben mußte er noch immer mit ehrfurchtsvollem Grauen blicken und manche Demüthigung wurde ruhig eingesteckt. Auch war er nie recht sicher vor dem Morgen. Es war ihm eine Lebensfrage geworden, täglich den herrschenden Wind zu studiren, um seine Segel darnach zu stellen.

Doctor Schmey war seither unter der Aegide des Grafen von Thieboldsegg sehr wohl gefahren, aber unbeschadet dessen unterließ er nicht, auch andern hohen Protektoren den Hof zu machen. Unter diesen stand der Schloßherr von Enzdorf obenan. Um diese Zeit war es nämlich schon weniger scharfsichtigen und wetterkundigen Köpfen als Schmey einleuchtend, daß die Regierung die innigsten Verbindungen mit Rom anstrebe und der Militärdespotismus in eine Kutte ge-

steckt werden solle. Tausend Symptome verkündigten bereits dem halbwegs kundigen Beobachter, daß die Zeit den Staatslenkern Oestreichs gekommen schien, die Hierarchie in zeitgemäßer Form zu restauriren, ja die Parteigenossen der höheren Kreise munkelten sich schon in die Ohren, daß der Staatsvertrag mit Rom eine fertige Thatsache sei, welche nur auf den günstigen Moment harre, um aller Welt sichtbar zu werden. Die Ursache dieser vorläufigen Sistirung war der orientalische Krieg, dessen Dimensionen und Tragweite sich vorläufig noch nicht berechnen ließen. Man wagte es nicht, mit einem Akte hervorzutreten, über dessen Aufnahme von Seiten aller Confessionen man sich kein Hehl machte, so lange man nicht gewiß war, daß man die Militärkräfte, welche zu Hause nöthig waren, nicht werde theilen müssen, um sich einem zwar ungelegenen, aber unausweichlichen Kampfe anzuschließen.

Nicht allein der Redakteur, auch sein Freund Arnold Stropp hatte sich dem Fürsten Kronenbuch genähert, denn auch er war nicht unabgeneigt, den Vortheil überall zu suchen, wo er zu finden war. Es war nicht leicht, sich dem hohen Herrn zu nähern, der alle Geschäftsmänner tief verachtete. Doctor Schmey hätte

zwar gern, schon aus Eitelkeit, die Vermittlung übernommen, wenn sich irgend ein Titel oder Vorwand dazu gefunden hätte: aber dieser Vorwand fand sich nicht. Durch diese Schwierigkeit half sich Arnold's Kopf selbst hindurch. Er kaufte eine in Enzdorf feilstehende kleine, aber geschmackvolle Villa und bezog sie sogleich. Einmal auf diesem Platze, war es ihm nicht schwer, sich dem Fürsten bemerklich zu machen. Gleich am Morgen nach seinem Einzuge konnte man ihn in der Frühmesse, die der Fürst täglich besuchte, sehen. Da kniete er, nicht etwa in einer der vielen leerstehenden Bänke, sondern vorn, ganz nahe dem Hauptaltar, auf den nackten Quadern, wo er nicht allein durch seine glühende Andacht, sondern auch durch den Platz, auf welchem er seine Frömmigkeit producirte, in die Augen fallen mußte. Er rechnete richtig. Schon nach wenig Tagen wurde der Kirchendiener von seiner Durchlaucht befragt, wer die breite, kahlköpfige, wohlgenährte Gestalt sei, welche sich alle Morgen in der Messe zeige. Der Kirchendiener war in Stand gesetzt, eine für den frommen Beter ungemein günstige Auskunft zu ertheilen. Nachdem er dessen Namen und Stand genannt und ihn als den Käufer der benachbarten Villa bezeichnet

hatte, fügte er hinzu, daß der brave Herr sich bereits beim Herrn Pfarrer die Erlaubniß erbeten habe, mehrere unansehnliche Seitenaltäre ausschmücken zu dürfen.

Die fürstliche Aufmerksamkeit war somit geweckt und es ist kein Zweifel, daß bei normalem Fortgang der Dinge eine Annäherung erfolgen mußte. Nützlich für Stropp wäre es gewesen, und hätte seine Zwecke mächtig gefördert, wenn seine Frau sich ihm associirt und ihm auf seiner Pilgrimsreise unterstützt hätte — aber — da steckte der Haken! Die schöne Frau von Stropp war nicht zu bewegen, je, außer an Sonntagen, in der Enzdorfer Kirche zu erscheinen, noch weniger war sie dazu zu bringen, etwas in religiösen Dingen Auffälliges zu thun. Es waltete von ihrer Seite hierbei keine ihrem Manne nachtheilige Absicht, auch war sie nichts weniger als ein Freigeist. Die Heuchelei ihres Gatten durchschaute sie gar nicht, sie wunderte sich einfach über seine Sinneswandlungen.

Frau von Stropp — die Bemerkung für Außeröstreich ist wohl überflüssig, daß jedes mit Geld ausgestattete Menschenkind in Oestreich von der öffentlichen Stimme das Prädikat „von" verliehen erhält — Frau

von Stropp war eines jener Alltagswesen beschränktester Art, welche harmlos und gutmüthig dahinleben und eher ihre Fehler zur Schau stellen, als Tugenden heucheln. Von niedriger Geburt und ohne Erziehung, war sie plötzlich durch ihre Heirath eine angesehene Frau geworden. Sie hatte nur den allernöthigsten äußern Schliff angenommen. Der Bildungstrieb, der, durch die veränderte Stellung angespornt, in ihr erwacht war und den sie jetzt mit der buntesten Lectüre unersättlich nährte, brachte ihr keine Früchte; das einzige Resultat ihrer Bildungsbestrebungen war, daß sie sich jetzt sehr oft durch übel angebrachte Citate und falsch angewandte Fremdwörter lächerlich machte.

„Meine Frau war Stubenmädel!" pflegte Stropp bei gegebener Veranlassung offen herauszusagen, um damit alle ihre Verstöße zu entschuldigen. Er wollte sich aber auch damit in ein schönes Licht setzen. Jeder, der es hörte und der Verhältnisse nicht kundig war, mußte sofort annehmen, daß Stropp, der Industrielle, der Geldmensch, der lediglich praktische Kopf, auch seine gemüthliche Seite habe, da er aus Liebe ein armes Mädchen geheirathet. Es gab sogar unter seinen Geschäftsfreunden Manchen, der diesen Zug eines gefühlvollen Herzens um so

mehr anstaunte, je weniger er solche Uneigennützigkeit mit Stropp's anderweitigem Gebahren vereinbaren konnte.

Und doch verhielt sich die Sache gerade umgekehrt, und war geeignet, den herzlosen Geldmenschen in nackter Blöße zu zeigen.

Die schöne Lisi, jetzige Frau von Stropp, diente als Stubenmädchen in demselben Hause, in welchem Stropp früher sein Geschäftsbüreau hatte. Er sah das allerliebste Mädchen des Tages oft treppauf, treppab laufen und benutzte, so oft es anging, die Gelegenheit, Lisi in die Arme zu schließen, oder ihr einen Kuß zu rauben, was sie sich, ohne sonderliche Entrüstung zu zeigen, gefallen ließ. Als aber Stropp einmal weiter ging und mit verfänglichen Absichten herausrückte, ließ sie ihn abfahren und erzählte ihm recht boshaft, daß sie bereits mit einem Liebhaber versehen sei, der zwar nur ein Reitknecht in der kaiserlichen Reitschule sei, aber den ungeheuern Vorzug habe, sie heirathen zu wollen. Bei diesem Zustande der Dinge wurde Lisi fortan keines Blickes mehr gewürdigt, wie anmuthig sie auch fernerhin die Treppe hinaufgeflogen kam. Kaum, daß Stropp ihren freundlichen Gruß mürrisch erwiderte — das Mädchen war für ihn nicht mehr vorhanden.

Eine kurze Zeit war verstrichen — da kam einmal die schöne Lisi in großer Aufregung in's Comptoir und wünschte den Herrn privatissime zu sprechen. Das wurde ihr mit großer Bereitwilligkeit zugestanden. Sie war gekommen, um sich bei dem sachkundigen Manne Raths zu erholen. Vor einigen Stunden hatte sie Nachricht erhalten, daß ein naher Anverwandter, seit Jahren halb verschollen, in Bukarest gestorben sei und ihr ein, wie sie sagte, bedeutendes Vermögen hinterlassen habe. Es handelte sich darum, das Wahre an der Sache festzustellen und im günstigsten Falle das Geld aus dem Lande herauszubekommen.

Stropp, seiner niedrigen Denkweise gemäß, hielt diese Aussagen für einen Kniff und den Vorläufer der Bitte, dem Mädchen einen Geldbetrag vorzustrecken. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er auf die von ihm gestellte Anfrage die Antwort aus Bukarest erhielt, daß es mit der Erbschaft seine Richtigkeit habe und sich dieselbe beinahe auf eine halbe Million Gulden belaufe. Kaum hatte er diese Mittheilung erhalten, als es bei ihm feststand, das Mädchen zu heirathen und auf diese Weise den trefflichsten der Onkel mitzubeerben.

Er ließ Lisi unverweilt zu sich kommen und em=

pfing sie mit hinreißender Liebenswürdigkeit und jenem Antheil, der bei seinem Vorhaben unerläßlich war. Natürlicherweise hütete er sich, ehe er seine Candidatur gesichert sah, ihr die volle Wahrheit zu sagen. Im Gegentheil, er täuschte sie. Er sagte, es sei allerdings an der Erbschaft etwas Wahres, daß aber die Erhebung derselben in einem so fernen Lande, das so ungeregelte Zustände habe, sich jahrelang hinziehen und Gott weiß welche Kosten verschlingen könne. Das Mädchen sah sich freilich momentan um eine große Freude ärmer, aber ihrer selbstzufriedenen Natur war es leicht, sich in die Armuth von vordem bis auf Weiteres hineinzufinden. Da säumte Stropp, die Gemüthsstimmung des Mädchens benutzend, nicht länger, ihr seine Hand anzubieten und ihr für eine zweifelhafte Erbschaft einen wirklichen Besitz in Aussicht zu stellen. Lisi ging auf den Antrag ein und warf ohne viel Bedenken den Reitknecht über Bord.

Stropp hatte bei aller Leidenschaft die Mäßigung mit dem Trauungsact so lange zu warten, bis das Geld in Bukarest flüssig geworden war. Dann eilte er mit dem armen Stubenmädchen zum Traualtar. Er hatte ihr zwar gesagt, daß sie die Erbschaft gemacht, aber er ließ die uner=

fahrene Person im Glauben, daß es sich nur um eine unbedeutende Summe gehandelt.

Frau von Stropp weiß also selbst nicht, daß sie mit ihrer Mitgift den Grund zu den großen Geschäftsunternehmungen ihres Gatten gelegt. Beide kommen gut mit einander aus, denn sie ist der Frieden, die Gutmüthigkeit selbst. Er hat keinen Grund, sie zu kränken, und kränkt sie doch, wenn im Affekt die ihm angeborene Rohheit zu Tage kömmt. Er umgiebt sie mit Luxus und läßt sie die Frau vom Hause spielen, während er selbst in seinem Wagen dem Mammon und dem Vergnügen nachjagt.

Man sieht auf den ersten Blick, daß ein Wesen wie diese Frau nicht geeignet ist, die fromme Comödie, die ihr Mann begonnen hat, mitzuspielen. Im Gegentheil, es belustigt sie seine unerwartete Bekehrung.

Eines Abends im September, da die Sonne bereits untergegangen war und nur noch ein Schimmer des Tages auf der Gegend ruhte, bog ein Phaeton, den ein eleganter Herr selbst kutschirte, im raschsten Laufe in die umbuschte Avenue ein, die zu Stropp's kleinem Landhause führte. Vor der Villa parirte der Herr seine Pferde mit kunstvoller Sicherheit, warf die

Zügel in die Hand des hinter ihm sitzenden Groom, sprang herab und eilte, noch einen flüchtigen Blick über seine Toilette werfend, die Treppe hinan. Dieser späte Besucher war Doctor Schmey. Er war gekommen, um seinen Freund Arnold auf seiner neuen Besitzung mit einem Besuche zu beehren, besonders aber, um sich in der Antichambre des Fürsten wieder sehen zu lassen.

Es war selbstverständlich, daß der Doctor sein Absteigequartier bei Stropp nahm; dieser war jedoch von Wien, wo er den Tag über von seinen Geschäften gefesselt war, noch nicht eingetroffen. Das Bedauern hierüber, das der Redakteur der „Gnädigen" aussprach, war sehr gering und wenig ernst gemeint. Ihm war es im Gegentheil hochwillkommen, mit der noch immer hübschen, noch immer pikanten Frau ein tête à tête zu haben. Nichts war natürlicher, als daß sich bei dem neugebackenen Grand Seigneur die vornehmen Passionen eine nach der andern einstellten, mit diesen auch die höhere Galanterie, welche sich im Nothfall auch über die legitimen Rechte eines alten Freundes hinwegzusetzen vermag.

Heute gilt's, liebenswürdig, geistreich, hinreißend zu sein! rief Schmey sich selbst zu, nachdem er wiederholt

einen Blick in den Spiegel geworfen. Er fand sich, wenn auch keinesfalls schön, doch interessant. Aber braucht auch ein Mann schön zu sein, um Eroberungen zu machen? Unsinn! der Mann wird nach ganz andern Kategorieen beurtheilt. Der Maaßstab des Mannes ist seine Bedeutung, seine Stellung, sein Geist. Jeder geistreiche, jeder bedeutende, jeder hochgebildete Mann gefällt. Das Weib braucht nichts zu sein, als schön, so siegt es schon und bezaubert; der Mann braucht nichts zu sein, als geistreich, so siegt er auch. Männer von Genie sind alle schön, während die sogenannten „schönen Männer" fast insgesammt fad sind. Auch werden diese schönen Männer allenthalben und immer von den geistreichen ausgestochen!

Diese und ähnliche Gedanken gingen Schmey durch den Kopf, als er sich der schönen Frau allein gegenüber fand; er fühlte etwas von dem Feuer in sich, das den in der Geschichte gefeierten Meistern der Verführungskunst, von Bolingbroke bis auf Lord Byron eigen. Er ließ alle Raketen seines Witzes mit weiser Beachtung der Bildungsstufe der ihm zur Seite sitzenden Dame in seinem Gespräche los und hatte den Triumph, sie in beständigem Lachen zu erhalten. Es war un-

leugbar, daß die immer kühner auftretenden Adspirationen seines Herzens recht ermuthigend aufgenommen wurden.

Da sich die Ankunft des Gemahls von Stunde zu Stunde verspätete, hatte die Gnädige das Nachtessen auftragen lassen und nahm es in rosigster Laune mit ihrem geistreichen Gaste ein.

„Wo nur mein Mann heute so lange bleibt?“ rief endlich die schöne Frau, nach der Uhr blickend, aus. „Es ist ja schon Elf.“

„Ich gestehe, schöne Frau“, rief der Doctor, „daß ich mich heute zum ersten Male über das Ausbleiben meines Freundes Stropp freue. Sie sind so gnädig, so hinreißend liebenswürdig mit mir und ich bin so glücklich, unbelauscht von einem Andern, Sie anblicken zu können. Die Unruhe hingegen, mit der Sie jetzt plötzlich nach der Uhr sehen und den fernen Gatten herbeisehnen, ist mir recht fatal.“

„Sie scheinen mir auch a recht schlechter Freund zu sein“, bemerkte die Gnädige, die Augen niederschlagend, jedoch ohne Absicht, ihren Ritter zu entmuthigen.

„Mag sein!“ erwiderte Doctor Schmey. „Nennen Sie mich ein Ungeheuer von einem Freunde, geben Sie mir, welchen Namen Sie wollen! Ihre Huld

steht mir höher als alle Freundschaft und ich bin nur dann der unglücklichste Mensch, wenn mich Ihre gefährlich schönen Augen finster — oder wie jetzt — gar nicht ansehn" . . . .

„Aber, bitt' Sie, wie können's so lose Reden führen", sagte die Frau, rasch aufschauend, indem sie dem gefährlichen Schmey den Mund mit dem Taschentuch zuhielt. „Sie — der Sie so a liebe, charmante Frau besitzen!"

„Meine Frau ist allerdings lieb und gut", gab Schmey zur Antwort, „darum hab' ich sie geheirathet. Was rathen Sie mir aber jetzt zu thun, wenn ich eine Zweite finde, die noch tausendmal liebenswürdiger und schöner ist? Kann ich denn noch einmal heirathen?"

Lisi lachte.

„Immer wieder sehe ich ein", fuhr Schmey, von der guten Wirkung seiner wohlfeilen Witze ermuthigt, fort, „wie klug, wie gescheut, wie berechnet mein Freund Stropp ist. Er zieht nach Enzdorf. Zuerst frägt Alles: warum? Niemand kann es sich erklären. Aber die Sache ist so: er gönnt uns Allen nicht, Ihnen öfters zu nahen. Da er Sie nicht wie ein Türke einsperren kann, begräbt er Sie in der Einsamkeit. O der Barbar!"

„Ach, wo denken's hin!" rief Frau von Stropp

„Der Arnold eifersüchtig — es ist zum Lachen! Uebrigens, in Einem haben's vollkommen Recht. Lebendig begraben bin ich hier. Enzdorf ist a schrecklich's Nest, keine Zerstreuung, nur Langeweile, man sieht nix, als viele Bäum' und viele Bauern. I werd' meinem Gott danken, wenn der Sommer um ist —"

„Auch ich bitte täglich den lieben Gott darum", rief Schmey in einer glühenden Attitüde, indem er tändelnd die Hand der schönen Frau ergriff.

„Sind Sie", fiel die Frau rasch ein, „am End' auch ein Betbruder worden, wie mein Mann?"

„Sie vergessen, daß ich kein Katholik bin", gab Schmey zur Antwort. „Wäre ich Einer, sollte es auch mir auf einen fleißigen Kirchenbesuch nicht ankommen, nur müßte ich den Heiligen wissen, der sich solcher Herzensbedrängnisse, wie der meinigen, annimmt!"

„Vielleicht kämen's auch auf frömmere Gedanken!" sagte Lisi mit lachendem Munde. „Aber — da wir einmal drauf zu reden gekommen sind, was ist denn eigentlich meinem Mann eingefallen, nach Enzdorf zu ziehn? Können Sie sich's erklären?"

„Können Sie es einem Geschäftsmann verargen" erwiderte Schmey, natürlich ohne seine wahre Ansicht

Bayerische Staatsbibliothek München

zu verrathen, „daß er auf einige Stunden aus dem Dunst des Comptoirs und dem erstickenden Staube der Stadt retirirt, um einige gesunde Athemzüge in frischer Landluft zu schöpfen?"

„Also seiner Gesundheit wegen sind wir da?" rief Frau von Stropp hell auflachend. „Wie dick soll er denn noch werden? dem möcht 's nix schaden, wenn ihm die Stadtluft so ein'n halben Zentner vom Gewicht abnähme. Er ist übrigens am liebsten in Wien und ich fühl' mich auch sonst nirgends wohl. I bin a Wienerin und gehör' nach Wien. Da seh' ich die Bekannten, hab' meinen gewohnten Plausch, hab' meine Log'. In meinem schönen Landhaus bin ich recht bedauernswerth."

„Ich bedaure Sie auch", versetzte Schmey, „freilich mich noch viel mehr. In der Stadt könnte ich öfter das Glück haben, Sie zu sehen — nach Enzdorf zu kommen, ist mir selten vergönnt."

„Wissen's was", sagte die Gnädige, plötzlich von einer Idee ergriffen, „vielleicht fahr' ich morgen in die Stadt. Spielen's nicht morgen in der Burg den Monaldeschi?"

„Allerdings, morgen, Samstag, ist Monaldeschi!"

„Das Stück möcht' ich sehn", sagte die junge Frau. „Es muß schön sein, denn der Laube führt's immer wieder auf. Ein ganzer Akt soll auf dem Schiff spielen, und da werden Alle, Einer nach dem Andern, seekrank. Na, so was! Haben Sie das Stück gesehn?"

„Ein vortreffliches, hochpoetisches Stück!" rief Schmey, die Tragödie bewundernd, um sein schönes Vis à vis in seinem Vorhaben zu bestärken.

„Ich würde dann entweder in unserm Wiener Quartier bleiben, oder nach Enzdorf zurückkehren", sagte Lisi sinnend. „Aber würden's mich begleiten?"

„Welche Frage, gütige Himmelsmächte!" rief Schmey. „Sommernacht, Mondschein, mit Ihnen traulich im Wagen — es ist ein Gedanke, über den man verrückt werden kann!"

„Ich bin eine große Theaterfreundin", meinte Lisi. „Das Theater ist auch eine Bildungsanstalt. Ich weiß am besten, wie viel Kenntniss' mir fehlen. Aber was wird Ihre Frau sagen, daß Sie so hin und her fahren?"

„Meine Frau — meine Frau ist ja in Baden!" rief der Redakteur jubelnd. „Also bleibt's dabei, daß wir uns morgen sehn? Geben Sie mir die Hand darauf?"

Lisi schlug ein und der journalistische Diplomat drückte den feurigsten Kuß auf das sammetweiche Händchen.

„Jetzt aber muß ich recht dumm fragen", hob Lisi an, „und meine Unwissenheit eingestehn. Wer war denn der Monaldeschi? Ein italienischer Fürst oder gar ein König?"

„Gott behüte!"

„Er ist doch der Held?"

„Allerdings", sagte der Redakteur, „doch er war nur ein Stallmeister."

„Ach gehen's", rief Lisi ungläubig, als fürchte sie gefoppt zu werden.

„Ja, ja, liebenswürdigste der Frauen, ein Stallmeister —"

„Ach pfui, das muß an ordinäres Stück sein", sagte Lisi enttäuscht. „Ja, so was g'hört gar nicht in die Burg! Ein Stallmeister —"

„Das kömmt aber ja gar nicht in Betracht", versetzte Schmey. „Er war der Günstling einer der größten Damen, einer Königin und diese Liebe hat ihn berühmt gemacht und ihn zum Helden geschaffen."

„A Königin, die ihren Stallmeister liebt" — rief Lisi in ihrer urwüchsigen Beschränktheit aus, „pfui, wie kann der Laube so was aufführen — wie kann eine Königin — das Stück mag ich gar nicht sehn —"

„Ueberstürzen Sie nichts", rief der Doctor, als habe er es mit einem Kinde zu thun. „Ich muß Ihnen von der Sache andere Begriffe beibringen. Fangen wir so an! Eine hochstehende, schöne Dame in Wien, welche der Zielpunkt aller Augen und aller Wünsche ist, würde — ich setze den Fall — irgend einen obscuren Commis mit ihrer Liebe beglücken. Glauben Sie nicht, daß es diesem Menschen, sobald sein Glück bekannt geworden, aus dem Nichts emporheben und interessant machen würde?"

„Nein, nein", erwiderte Lisi mit kindischer Hartnäckigkeit. „Die Frau, die so etwas thäte, würde sich nur blamiren. Das behaupte ich —"

Der Redakteur war in Verzweiflung, denn leider hing von dieser ästhetischen Ansicht sein Rendezvous ab.

„Nein, nein", rief Lisi mit neuerwachtem Widerstande. „Das lass' ich mir von Niemandem einreden! Ich weiß doch, was sich schickt —".

„Das habe ich nie bezweifelt", versetzte Schmetz

etwas ungeduldig, „lassen wir den Monaldeschi sein, was er war, ein Stallmeister ist noch lange kein Reitknecht —"

Er hatte das letzte Wort kaum über die Lippen gebracht, als sich alle Züge der jungen Frau entstellten, eine dunkle Röthe über ihr ganzes Gesicht flog und die Thränen in vollen Strömen aus ihren dunkeln Augen hervorbrachen.

„Das hab' ich nicht verdient!" rief sie unter Weinen und Schluchzen. Es war Alles, was sie zu sagen vermochte. Plötzlich stürzte sie fort.

Doctor Schmey stand vernichtet da, doch er war gleichsam stupid geworden. Er wußte, daß Lisi Stubenmädchen gewesen, aber von ihrer Liebschaft mit dem Reitknecht hatte er kein Wort erfahren. Er begriff nicht, wie die Schäferstunden ein so gewaltsames Ende nehmen konnten. Er konnte den Auftritt nur der Albernheit und Verlegenheit der Hausfrau beimessen.

Er wartete erst eine Zeitlang im Zimmer und hoffte, daß Lisi sich besinnen und, um eine Versöhnung anzubahnen, wieder erscheinen werde. Erst von der eintretenden Kammerjungfer erfuhr er, daß die Gnädige unwohl sei und sich zu Bette begeben habe.

Voll Ingrimm, die mühsame Saat des ganzen Abends auf eine so traurige Art vor seinen Augen niedergehagelt zu sehn, wäre er am liebsten gleich aus dem Hause fortgerannt, aber das vorwiegend diplomatische Element in ihm siegte auch in dieser Lage. Er wollte jeden Eclat vermeiden und sich die Rückkehr nicht für alle Zeit verschließen. Trübselig schlich er auf sein Gastzimmer und verbrachte eine schlechte Nacht.

Sogar am andern Morgen wachte er mit keiner guten Laune auf; doch gab er sich der Hoffnung hin, daß sich das Mißverständniß, das seltsame Monaldeschiräthsel, lösen lassen werde. Trügerische Zuversicht! Er mußte eine Weile später hören, daß der Hausherr nicht heimkommen und auch nicht vor einigen Tagen sichtbar werden würde. Es war ein Billet von ihm an seine Frau angekommen, in welchem er meldete, daß er in einer dringenden persönlichen Angelegenheit eine Reise nach Ungarn habe antreten müssen . . . .

Nach Ungarn? Was bedeutete das?

Zu dieser verdrießlichen Nachricht kam noch die andere, daß die Gnädige unwohl sei und heute das Bett nicht verlassen könne.

Der enttäuschteste aller Courmacher war endlich

froh, als der Morgen so weit vorgerückt war, daß er sich im Schlosse vorstellen konnte.

Seine Sympathieen für den alten Fürsten waren sehr mäßig. Jeder Besuch kostete ihm einige Ueberwindung, aber diesmal sank seine Gemüthsstimmung, wohl zum Theil in Folge des unangenehmen Vorfalls in Stropp's Landhaus, bis zur völligen Niedergeschlagenheit herab, als er die marmorne Treppe des Schlosses hinaufstieg, um seinen Rücken vor der abstoßenden Hoheit seines Gönners zu beugen.

Er wurde sofort vorgelassen und trat in das wohlbekannte kleine Cabinet mit den Ebenholzmöbeln ein.

Langsam, mit einer steinernen Grandezza wandte sich der Fürst an seinem Schreibtisch um und sagte finster: „Schmey, ich bin sehr unzufrieden mit Ihnen!"

„Durchlaucht —" stotterte der Redakteur, da ihm diese Begrüßung doch unter der schlimmsten Erwartung stand.

„Ihr Journal", fuhr der Fürst in gleichem Tone fort, „degenerirt. Wenn man es — seit einiger Zeit — in die Hand nimmt, glaubt man nicht ein großes politisches Blatt vor sich zu haben, sondern ein Börsenblatt, eine Handelszeitung."

„Ich glaube", erwiderte Schmetz, sich ein bischen in die Brust werfend, „in diesem Punkte nur das Echo der Regierung zu sein, welche die Entwickelung der materiellen Interessen, der materiellen Wohlfahrt der Völker an die Spitze ihres Programms gestellt und seit kurzer Zeit so erstaunliche Erfolge auf diesem Gebiete errungen hat. Ich bitte, die Gnade zu haben, den gegen mein Journal gerichteten Vorwurf zu motiviren."

„Es giebt noch etwas Höheres", erwiderte der Fürst mit Nachdruck, „als die Geld- und Handelsfrage. Mit neuen Fabriken und neuen Schienenwegen, mit Kohlen, Garn und Runkelrüben werden wir die kranke Zeit nicht heilen! Die Menschen wollen freilich essen, das weiß ich so gut wie Sie, aber wer wird auch immerfort nur vom Essen sprechen? In diesen Fehler ist Ihr Journal verfallen, verfällt immer mehr und Sie können dafür keine andere Entschuldigung aufbringen, als daß Sie darin der Zeit und der Mode huldigen. Mit einem solchen Blatte kann ich wenigstens nichts zu thun haben."

„Ich bedauere tief", gab der Redakteur, zwar bestürzt, aber doch zum Widerstand entschlossen, zur Ant-

wort, „daß ich Ew. Durchlaucht mir so unschätzbaren Beifall verscherzt und eingebüßt haben soll, und dies Bedauern ist um so tiefer, als ich nicht recht sehe, wie ich ihn wieder gewinnen kann. Denn ich muß fortfahren, alle industriellen Interessen des Kaiserstaates zu vertreten, wenn ich nicht den letzten meiner Leser verlieren soll.“ Seine Aufregung wurde so groß, daß sie sich bereits durch ein nervöses Zucken seiner Glieder kund gab.

„Es handelt sich um das Allzuviel!“ sagte der Fürst mit unveränderter Kälte. „Es handelt sich aber auch nicht um das Gemeinwohl des großen Ganzen, wie Sie mit mehr oder weniger Ueberzeugung anzunehmen scheinen. Wenn wir die einzelnen Fälle scharf in's Auge fassen und ihnen bis auf den Grund sehen, schrumpft überdies Ihr „Kampf um die Interessen Oesterreichs“ zum bloßen Scheinmanöver für einzelne Spekulanten und gewinnsüchtige Coterieen kläglich zusammen“ —

„Durchlaucht“, fiel Schmey mit Hitze ein, auf die Gefahr hin, daß Alles biege oder breche, „die Einzelnen machen zusammen das Ganze aus. Jeder Unternehmer will gewinnen, sonst wüßte man nicht, warum

er sich das Risiko der Unternehmung aufladen sollte! Je mehr sich die unternehmungslustigen Köpfe regen, desto stärker der Segen, der daraus dem Allgemeinen entspringt, denn ihr Gewinn beruht auf einem Bedürfniß, welchem sie abhelfen, und sogar der Gewinn wird mit zahlreichen Mithelfern getheilt. Dieses nationalökonomische Princip scheint mir so unanfechtbar, daß ich den Vorwurf Ew. Durchlaucht abweisen muß und mir zum Verdienst anrechne, was mir als Tadel gelten soll!"

„Ereifern Sie sich nicht", versetzte der alte Fürst mit eisigem Hohne. „Halten wir uns an einen bestimmten Fall. Sind Sie z. B. wirklich von dem Glauben an die Rentabilität der Kraßnitzer Eisen- und Kohlenwerke durchdrungen, wie es die langen Abhandlungen und zahllosen Reclamen Ihres Blattes der Welt weiß machen?"

„Der Redakteur", erwiderte der Doctor, „vertritt sein Blatt vor dem weltlichen, wie vor dem moralischen Richterstuhl." Er bediente sich keiner Umschweife und Windungen mehr, da er den Bruch mit den Fürsten als vollendet oder bevorstehend betrachten mußte.

„Eine Frage“, sprach der Fürst unerschüttert. „Haben Sie die Ergiebigkeit der Minen mit eigenen Augen geprüft, sind Sie überhaupt jemals in Kraßnitz gewesen?“

„Ich bin dort geboren“, erwiderte der Redakteur.

„Desto schlimmer“, rief der Fürst. „Dann müssen Sie am besten wissen, in welchem Widerspruche die Realität der Thatsachen dort mit den Bildern steht, die man hier entwirft, dann müssen Sie die unehrliche Conspiration durchschauen, durch welche einige Spekulanten auf schwindlerische Weise Capitalien hervorlocken wollen.“

„Ich bin kein Geologe, Durchlaucht“, erwiderte der Redakteur trocken, „und bin nicht im Stande, die Berichte über das Kraßnitzer Kohlenbecken, welche man mir vorlegt, wissenschaftlich zu prüfen. Ueber die Rentabilität des Unternehmens entscheidet zuletzt das Publikum, dessen täglich zunehmende Betheiligung zu Gunsten des Unternehmens spricht.“

„Ich bin wohl unterrichtet“, entgegnete der Fürst. „Die ganze Geschichte ist eine Erfindung jenes Mannes, dessen Namen sie an der Stirne trägt, des Grafen Thieboldsegg, dessen Habsucht sprichwörtlich werden

wird. Sie thäten besser, Ihre Theilnahme an diesem Schwindelunternehmen durch die Beziehungen zu entschuldigen, in welchen Ihr Blatt zu dem Grafen steht, und sich über die Pression zu beklagen, durch welche Ihre Feder, der besseren Einsicht vielleicht entgegen, mißbraucht worden ist. Glauben Sie etwa, daß man höchsten Orts ein solches Treiben eines Staatsmanns nicht seit langer Zeit mißbilligend beobachtet und von jedem Vorfalle Notiz nimmt?"

Doctor Schmey's Muth knickte plötzlich zusammen, nicht nur darum, weil er wußte, wie faul die von ihm vertretene Sache, sondern auch eine Phalanx von hohen Gegnern zum Vorschein kommen sah, gegen welche ein fortgesetzter kecker Widerstand muthwilliger Selbstmord gewesen wäre. Ohne ein Wort zu finden, sah er plötzlich vor sich nieder.

Der Fürst begann von Neuem:

„Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Thieboldsegg's schöne Tage sind gezählt. Es ist überhaupt die Zeit aller grundsatz- und glaubenslosen Politiker vorüber."

Schmey warf bei dieser überraschenden Mittheilung einen ängstlichen Blick auf den Fürsten.

„Die Religion", sprach dieser weiter, ist nicht durch das gottlose Treiben der modernen Wissenschaften zu Grabe getragen worden, wie die Atheisten unserer Tage hoffen und vermeinen. Sie erhebt sich vielmehr in ihrer ganzen göttlichen Kraft, um die hochmüthigen Philosopheme des menschlichen Hirns über den Haufen zu werfen und das Licht der Offenbarung an die Stelle der Kathederweisheit wiedereinzusetzen. In diesem Momente kann man nicht Staatsmänner an hochwichtigen Posten sitzen lassen, deren Geist sich nie höher erhoben hat, die nur da waren, um Intriguen einfädeln und zu Ende zu führen, diplomatische Aufsätze zu stylisiren und mit Hilfe ihrer Würde Vortheile für die eigene Tasche zu münzen. Ich kann Ihnen die sichere Mittheilung machen, daß der Zeitpunkt, wo Graf Thieboldsegg in Ruhestand versetzt werden wird, nahe bevorsteht und die betreffende Entscheidung demnächst herabgelangen dürfte." —

Doctor Schmey, der die Stellung des Grafen für felsenfest gehalten, riß die Augen sprachberaubt weit auf. Eine so düstere Stimmung, wie die, welche jetzt über ihn einbrach, hatte er seit dem Tage nicht empfunden, als er in Kraßnitz unter dem Druck der

Suspension seines Journals vor Thieboldsegg stand und dieser ihm die Unhaltbarkeit seiner bisherigen Principien demonstrirte. Seine Lage war auch jener von damals unendlich gleich. Er stand allein am Grabe einer gefallenen Größe und hatte eine neue Schutzmacht nöthig. Ob und um welchen Preis er diese finden werde — darin bestand seine jetzige Krise.

„Ich habe Ihnen diese Anzeige gemacht", sprach der Fürst, „um Ihnen einen Vorsprung zu geben. Der Graf weiß noch nicht, was ihn bedroht, Sie werden mir Ihr Wort geben, von Allem, was ich Ihnen mitgetheilt habe, Nichts weiterzusagen. Die Demission des Grafen kann sich noch eine Weile verzögern — Alles geht bei uns in Oestreich langsam — selbst ein Blitzstrahl. Fallen wird er doch. Schlagen Sie auf's Früheste neue Wege ein. Der Einfluß, unter welchem Sie bisher gestanden, existirt nicht mehr. Sie sind emancipirt."

„Durchlaucht sind sehr gnädig!" erwiderte der Redakteur. „Ich wäre glücklich gewesen, wenn ich schon früher eines Winkes gewürdigt worden wäre. Mein höchstes Interesse für Ihre hohe Person und Sache habe ich bereits zu einer Zeit bekundet, da ich am

Grafen einen ausgiebigen Anhalt gefunden zu haben glaubte. Ich stehe zu Dero Befehl —"

„Nein", erwiderte der Fürst mit unverhofftem Widerstande. „Wir wollen nicht paktiren. Ich vermag keine voreiligen Versprechungen zu machen. Sie sind jetzt frei und es wird von der Stellung Ihres Blattes abhängen, mir möglich zu machen, Ihre Dienstanbietung anzunehmen!"

Schmey war entlassen und entfernte sich, beladen mit der Last der Ungewißheit. Daß er trotz seines Glaubens, der der mosaische war, Lust hatte, die ultramontane Partei zu unterstützen, hatte er schon an den Tag gelegt, und es war nur die Frage sehr peinlich, was es ihm nützen werde? Der Fürst hatte keine Zusage gemacht.

„Ach, wie liebenswürdig", sagte der Redakteur auf dem Heimwege zu sich, „war doch dieser Thieboldsegg! Was ist dieser Kronenburg gegen ihn! O, ich möchte um den Grafen weinen! Hätte ich um die Hälfte mehr Vermögen, als ich wirklich besitze, ich würfe die Feder weg und sagte zu dem hochmüthigen Granden: Such' Dir, wem Du magst! Armer Thieboldsegg! Er ahnt, ich weiß das bestimmt, den Schlag, der ihn

treffen soll, nicht, und ich darf ihn nicht einmal warnen! Mir ist, als sollte ich an diesen liebenswürdigen Weltmann noch tausendmal zurückdenken! Doch was hilft das? Ich muß die Krise, welche herannaht, zu beschwören suchen. So viel steht fest, daß von nun an die Pfaffenwirthschaft losgeht!

Fünftes Kapitel.

Vermittelt noch in später Stunde eine neue Bekanntschaft.

Der Zornausbruch des Fürsten Kronenburg dem Chef des Donaureiches gegenüber war im Grunde nur der Streifzug eines Gewitters, das sich auf dem Haupte des Grafen von Thieboldsegg entladen sollte, natürlich aber auch dessen nächste Umgebung treffen mußte.

Offenbar hatte der Fürst langsam und nachdrücklich am Sturze des Grafen gearbeitet. Der Antrieb dazu war persönliche Rache. Der Graf hatte ja die Heirath zwischen Hugo und seiner Tochter zu Stande bringen wollen, während diese mit Wissen ihres Vaters ein Verhältniß mit einem Bürgerlichen fortspann! Also ein Complott, ein Betrug, der Versuch, eine verwahrlos'te, auf schlechten Wegen gehende Tochter

in die Familie zu schmuggeln, welche mit Königen verwandt und manchem Herrscherhause Europa's ebenbürtig war. Das forderte Sühnung, bittere Sühnung! Unter andern Umständen wäre Kronenburg die Betheiligung Thieboldsegg's an einem Industriegeschäft ganz gleichgültig gewesen. Jetzt, da der Feind fallen sollte, war es dem rachsüchtigen Gemüthe des frommen Fürsten darum zu thun, die rein persönlichen Motive seiner Feindschaft zu verhüllen und den Gestürzten auch moralisch zu vernichten.

Dazu freilich bot die von Arnold Stropp inzwischen in Gang gebrachte Kraßnitzer Kohlen- und Eisenindustriegesellschaft die trefflichste Handhabe. Man erinnert sich, mit welcher Ueberwindung Doctor Schmey dem schwindlerischen Unternehmen seine Mitwirkung angeboten hatte und daß der Graf blos hineingezogen worden war, um dem Ganzen einen vornehm klingenden Namen an die Stirn zu schreiben.

Die gräflich Thieboldsegg'sche Unternehmung gehörte allerdings zu dem Großartigsten, was ein frecher Spekulant mit Hilfe einer bestochenen Presse in's Werk setzen kann. Dennoch war der bisherige Erfolg ein glänzender und lieferte den Beweis, was sich selbst in

so aufgeklärten Tagen, wie die unserigen, der Leichtgläubigkeit des Publikums abringen läßt, wenn ein Geschäftsgenie — so wurde Arnold regelmäßig im Donaureich titulirt — sich einfindet und mit kunstvoll geleiteter Agitation die Stimmung in Gang bringt.

Das ganze Unternehmen hatte seine erste Entstehung den Betrügereien Philipp Stropp's zu verdanken. Bei der Ausgleichung seiner Schulden war ja der geniale Arnold auf den Einfall gekommen, die Schande seines entarteten Bruders zu verwerthen!

Das Reelle an dem Schwindel war sehr gering. Es bestand in den Kohlenwerken, welche Scheppkes, dem Schwiegervater Schmey's, theils noch gehörten, theils ihm abgekauft worden waren; dann in Gruben und Eisenwerken, welche man für eine fette Summe dem Grafen Thieboldsegg abgenommen hatte. Leider lieferten die Kohlenwerke, auf deren Ausbeutung der Hauptaccent lag, ein sehr geringes, aschenreiches und schwer verkäufliches Produkt: dieses sollte nun in Coakshochöfen seine Verwerthung finden. Doch zum Unglück waren Thieboldsegg's Eisenerze nur allzu reich an Kieselerde — das Resultat war ein schlechtes, wertharmes Roheisen.

Ueber solche Hemmnisse muß jedoch Großartigkeit der Anlage hinweghelfen. Oefen von colossaler Dimension wurden nebst Zubehör nach belgischem Muster erbaut, die Bergwerksgebäude palastähnlich errichtet. Das imponirt der Welt, das födert Actionäre.

Die neue Eisenbahn, die Kraßnitz beinahe berührte, kam den Spekulanten sehr zu statten. Für das Roheisen, so schlecht es war, mußte ein Absatzweg geschafft werden, sei es auch nur, um dem Publikum einen solchen aufweisen zu können. Hierzu bot sich der benachbarte Thieboldsegg'sche Werkscomplex mit dem dazu gehörigen Walzwerk sehr willkommen dar.

Stropp's Combination war also die: die Kraßnitzer Kohlenhochöfen mit den Thieboldsegg'schen Werken zu consolidiren, hierfür nun die Concession zur Bildung einer Aktiengesellschaft zu erwirken und dann das Publikum zur Aktienzeichnung aufzufordern. Alle diese Werke zusammen wurden auf mehrere Millionen Gulden geschätzt. Schmey sollte einhunderttausend Gulden für seine Bemühungen erhalten.

Um für solche Aktiengesellschaften Beträge zusammenzubringen, ist Reclame in großartigem Styl erforderlich, nicht nur im Geschäftsbericht, im Börsentheil

der Zeitungen, sondern auch im leitenden Theil; ferner ist günstige Erwähnung in außeröstreichischen Zeitungen unumgänglich. Eine Zeit, wie die der geschilderten Vorgänge, in welcher sich der redliche Theil der Journalisten zurückgezogen hatte und eigentlich machtlos war, mußten sich Schwindelunternehmen besonders günstig erweisen. Es gab ja keine unabhängige Kritik mehr. Unserem Schmey war darum nicht bange, daß er für seinen Freund das Unternehmen in Gang bringen und sich selbst die Prämie holen werde. Nur brauchte er dazu verhältnißmäßig viel Zeit, um dann auch mit gehöriger Wucht und Sicherheit des Erfolgs die öffentliche Meinung zu überrumpeln.

Zunächst mußte der Gewerbeverein herhalten. Er vertheilt goldene und silberne Medaillen ꝛc. an hervorragende Industrielle. Es mußten Scheppkes und die Thieboldsegg'sche Gewerkschaft goldene Medaillen erhalten.

Die erste Begutachtung lag dem Comité für Steinkohlenbergbau und Eisenindustrie, einer Abtheilung des Gewerbevereins ob. Dieses beauftragte nun einige Mitglieder mit der Besichtigung der Werke, einen Hüttendirektor für Kraßnitz, einen anderen für die Thieboldseggs-

egg'schen Werke. Bei diesen Commissionen wurde vor allem gut gegessen und getrunken.

Der Bericht der Commissionen wurde dem Eisenhüttencomité vorgetragen. Der eine Hüttendirektor sprach sich dabei höchst reservirt aus und theilte nur objektiv mit, was er gesehn, der andere, durch Schmey gewonnen, führte das entscheidende Wort, da sich ein dritter Hauptverständiger krank gemeldet hatte, und so beschloß nun das Comité den Tag darauf in Kraßnitz in Pleno die Localbesichtigung vorzunehmen. An diesem Tage wurden die Comitémitglieder im Bahnhof — es war die Pfingstwoche herangekommen — von Arnold Stropp mit Fahrkarten erster Classe und vorzüglichen Havanah's empfangen. So ging es bis nach Kraßnitz. Dort die Bergmusikbande, „Gott erhalte", ein prächtiges Frühstück mit obligatem Sherry und Madeira, darauf in die Hütte! Man tritt ein und unter der Begleitung der Musik erfolgt der Abstich aus dem Hochofen, es fließt das Eisen heraus und erfüllt mit seiner weißglühenden Masse ein großartig geformtes „Willkommen" in dem Sande der Gußhütte. Alles; Sherry, Musik und der Gruß in unheimlich glühenden Buchstaben wirkt zusammen, die Stimmung zu heben!

Der Hochofen wird wieder angelassen. Das brüllt wie die Windsbraut und geht man gar um die Formen herum, da heult es und pfeift es und zischt es, als wenn Tausende von Dämonen die Macht des Feuers der Unterthänigkeit entreißen wollten! Und diese Dämonen sind gerade von den so freundlichen Wirthen heraufbeschworen worden und werden von ihnen so im Zaume gehalten! Sherry, Gluth, Musik und nun diese Zauberwelt! Es giebt nichts Großartigeres als die Kraßnitzer Werke! ....

Und nun hinabgestiegen in den finstern Schacht, wo der Hammer arbeitet, wo kein Sonnenlicht lacht!

Man stellt sich paarweise in einen eisernen Förderkorb, eingedenk der Weisung, daß man mit den Händen nicht an den Rand des Korbes komme, weil diese sonst gequetscht werden könnten. Die Riegel gehen los und nun schwebt man über der grausigen Schachttiefe! Wer weiß, wie das Drahtseil ist, trotz der Versicherungen der Beamten, daß es neu und gut sei; wenn es nun doch risse! Doch trotz alledem und trotz des beängstigenden, obwohl sehr geringen Schwankens des Korbes — man kömmt mit heiler Haut herunter. Unten — links eine Schmiede in voller Arbeit, in der

„Strecke" — eine Doppelreihe prächtiger Bergleute mit ihren Grubenlichtern, die „Glückauf" rufen! Hinter ihnen warten schon Förderleute mit gefüllten Gefäßen, die zum Schachte hinaussollen. Endlich sind alle Mitglieder des Comité unten angelangt, die Gewerke und die Beamten machen die Führer in diesem grausigen Labyrinth! Siehe da Eisenbahnen für die Grubenbeförderung und diese mächtige Kohle! Es ist wirklich großartig!

Endlich wieder an das Tageslicht! Wieder Empfang durch die Musikbande und im Gewerkehause ein prächtiges Diner, Rheinwein, Bordeaux, und nun gar Veuve Cliquot! Glückauf dem böhmischen Scheffield! Es ist wahrhaftig das großartigste Werk Oestreichs, wo nicht ganz Deutschlands!

Schmey war natürlich hier der Hauptfaiseur, und mit eidechsenartiger Beweglichkeit bald hier, bald dort als Erklärer zur Hand; ihm zur Hand wirkte, als Adjutant, Gauthinger, sein sachkundiger Mitarbeiter im handelspolitischen Fache. Dieser hatte zu seiner größten Freude gemerkt, daß es unter den Mitgliedern keinen einzigen Geologen gebe und so dehnten sich denn seine Mittheilungen zufolge des Kohlenbeckens dieser

Gegend in die riesigsten Dimensionen aus. Er hatte auch den Kniff gebraucht, die Mitglieder an Punkte zurückzuführen, wo sie schon gewesen waren, damit ihnen der unterirdische Zauberpalast wie ein ungeheures Labyrinth erschien.

Am dritten Tag kommen die Mitglieder des Comité wieder im Locale des Gewerbevereins zusammen. Schmey führt das Wort, das Comité habe sich doch nun von der Großartigkeit und dem industriellen Fortschritt dieser Werke überzeugt, ergo seien die Medaillen zu bewilligen. Das Comité ist ganz dieser Meinung und in der nächsten Monatsversammlung findet die Vertheilung statt.

Die Correspondenten der östreichischen Blätter hatten hier schon einiges Material, um in der stoffarmen Zeit dieser Jahre, in welchen jede Discussion politischer Fragen lebensgefährlich war, ihre Spalten zu füllen.

Schlußact der Reclamkomödie! In einem geschmückten Saale, auf einer Estrade alle Funktionäre des Gewerbevereins und die Generaldirektoren verschiedener Compagnieen. In dem Saale misera contribuens plebs, die beitragenden Mitglieder, auf den Gallerien die Damen in höchstem Putz, Schmey als Regisseur ein

wenig bei Seite. Eine überaus schwungvolle Rede ergießt sich über die Bedeutung der Industrie im Allgemeinen und die böhmische insbesondere; zum Schlusse wird zur Prämiirung der Kraßnitzer Werke geschritten.

Das riesige Geschäft war auf solche Art im Zuge und man kann sich nicht wundern, daß ein wie Arnold beschaffener Mann nicht selten die Stunde segnete, in welcher sein Bruder zur Verübung seiner Schurkereien nach Kraßnitz gekommen war. Plötzlich, da das Unternehmen für unerschütterlich gesichert gehalten wurde, sollte es nun von einem argen Rückschlage betroffen werden. Was fragte Fürst Kronenburg darnach, ob seine nur gegen den Grafen Thieboldsegg zielende Rache auch Arnold Stropp und einen Haufen Privataktionäre ruinire? Wie aus der Unterredung mit Doctor Schmey hervorgeht, war er über den innern Sachverhalt genau unterrichtet, jedoch begnügte er sich nicht mit Vorwürfen, sondern hatte von Seite seiner Parteigenossen aus einen Sturm gegen den Schwindel heraufbeschwören lassen.

Die erste Explosion dieser Contremine fiel gerade in die Zeit, da sich Arnold auf seiner Reise nach Ungarn befand. War er schon über die Erscheinung con-

sternirt, so fühlte er sich wie von einem Donnerschlage getroffen, als ihm bei seiner Heimkehr Schmey unter dem Siegel der Verschwiegenheit eine genaue Mittheilung seiner Unterredung mit dem Fürsten machte. Einer so entschlossenen und mächtigen Gegnerschaft zu pariren, war bei dem faulen Stande der Sache nicht leicht. Völlig gelähmt aber sah sich Stropp dadurch, daß ihm fortan die Mitwirkung und Hülfe des großen Organs, über welches er bisher zu disponiren hatte, entzogen war. Schmey, nur vom eigenen Interesse berathen, hatte beschlossen, sich von den Stropp'schen Unternehmungen zurückzuziehen und diesen Entschluß seinem genialen Freunde angekündigt.

Arnold gerieth in Verzweiflung.

„Sie ruiniren mich!“ rief er. „Die Sache steht noch lange nicht so, daß sie sich auf ihre eigenen Füße verlassen kann. Ich beschwöre Sie, mir beizustehen, und mir weiterhin den Schutz Ihrer mächtigen Feder zu leihen. Ich will die in dieser Angelegenheit bedungene Honorarsumme auf das Doppelte und Dreifache erhöhen — ein Profit, der Ihnen aus der Gnade des Fürsten nicht hervorspringen kann, wenn Sie ihm

dreißig Jahre lang den Hof machen. Nehmen Sie sich meiner an, bester, bester Freund!"

„Ich habe für Sie schon genug gethan", versetzte Schmey ungerührt, „mehr vielleicht, als mir meine Pflichten vorschreiben. Ich kann nicht weiter gehen. Es handelt sich nicht um Geld, sondern um meine fernere schriftstellerische Ehre, um eine sichere Existenz. Ich kann nicht."

„Das ist schrecklich!" rief Stropp verzweifelt. „Sie können mich mit einer Kugel, die Sie mir durch den Arm schießen, nicht ärger verletzen, als mit diesen Worten. Lassen Sie um Himmelswillen den Muth und das Vertrauen zu meinen Unternehmungen nicht so früh fallen. Nehmen Sie sich ein Beispiel an mir, der ich Ihnen jetzt, halb zerschmettert, zurede. Man kann auch den Teufel beschwören, wenn man es recht anpackt. Fassen Sie Zuversicht. Ich leiste etwas, wenn ich will, besonders wenn ich getrieben werde. Ich will beim Fürsten um eine Audienz bitten, und geben Sie Acht, es gelingt mir, was Sie vielleicht noch in diesem Augenblicke für ein Wunder halten."

„Täuschungen!" rief Schmey mit einer verächt-

lichen Handbewegung. „Sie würden sich keine solche Hoffnung machen, wenn Sie ihn nur ein einziges Mal, ein paar Minuten lang gesprochen hätten!"

„Und wär' er der Papst selber, ich wage es doch, ihn herumzukriegen!" erwiderte der Spekulant im Tone desperaten Hochmuths. Geld ist Geld. Geld steht auch bei der Kirche in Ehren. Man muß nur die Courage haben, es anzuwenden! Ich, Ihr erfahrungsreicher Freund, sage Ihnen: wenn heutzutage ein Heiliger Wunder thun will, so muß er mit Geld wirken! Ich habe Geld und ich will Wunder wirken!"

„Nun", versetzte der Redakteur, „versuchen Sie Ihr Glück. Ich will Sie nicht zurückhalten. Leider verspreche ich mir nichts von Ihren Schritten. Führen Sie eine Wendung herbei, die es mir möglich macht, Ihnen weiterhin noch zu nützen, so bin ich mit Freuden bereit, das bisher glänzend inscenirte Geschäft zum gedeihlichen Ende zu führen."

„Wer hätte das gedacht!" rief Stropp. „Wie heiter bin ich heute Morgens vom Bahnhofe in mein Comptoir gefahren! Ich sah den Himmel voll Geigen — seit meiner ungarischen Reise ist mir ein schwerer Stein, der größte, vom Herzen gefallen. Mein Bru-

der Philipp — denken Sie nur, mein Bruder Philipp, vom dem ich noch immer so viel Schande zu erwarten hatte — ist todt!"

„Wirklich?" rief Schmetz überrascht. „Wohl todt durch eigne Hand?"

„Er hat sich", sprach Arnold, „in einem Gehölz unweit von Kaschau erhängt. Ich war von der Behörde aufgefordert, mich dahin zu begeben, um die Leiche in Augenschein zu nehmen. Das war — unter uns gesagt — der Zweck meiner Reise."

„Es ist schaurig", sagte der Redakteur, „dennoch muß ich gestehen, daß ich ihn eigentlich nicht recht bedauern kann. In seiner Lage konnte er nichts Besseres thun, als sich den Strick um den Hals zu legen" . . .

„Wenn ich aufrichtig bin", versetzte Arnold, „muß ich Ihnen offen sagen, daß mir bei der Nachricht ganz wohl um's Herz war. Ein solcher Erztaugenichts — und überdies noch die Mordgeschichte in Aussicht! Eingefangen hätte man ihn endlich doch — was wären das für Tage für mich geworden, während des Processes! Was erst nach dem Urtheil! Ich glaube, daß ich mir aus Scham selbst etwas angethan hätte! Es

ist weit besser, daß er sich selbst gehängt hat, als daß ihn ein Anderer hängt!"

„Wo hat er denn seitdem gesteckt?" fragte Schmey neugierig. „Was haben Sie Näheres erfahren?"

„Ich weiß nichts, gar nichts Näheres", versetzte Arnold. „Als man die Leiche im Walde fand, muß sie schon einige Wochen am Baume gehangen sein. Das Gesicht war nicht mehr kenntlich, mich selbst bringen nur die Gesichtslinien und Verhältnisse des Kopfes, die breite, starke Statur des Körpers dazu, zu sagen: ja, das war er. In Kaschau und in der Umgegend will Niemand einen solchen Menschen zuvor erblickt haben. Hätte man bei der Leiche nicht einen Brief mit Philipp's Namensunterschrift gefunden, man hätte gesagt: die Leiche eines nicht zu ermittelnden Fremden — und der Vorfall wäre in aller Stille vorübergezogen."

„So? fand man einen Brief", fragte Schmey mit leichtbegreiflicher Spannung.

„Einen Abschiedsbrief", sagte Arnold, „eine Todesanzeige, wenn Sie wollen! Ich habe den Brief gelesen, geprüft — ich erkannte gleich seine Hand! Ich bin ja ein Schriftkenner; als Unterschriftkenner suche ich — bei Wechseln — meines Gleichen. Er schreibt, daß er auf

der Flucht sei, um sich der ungerechtesten aller Anklagen zu entziehen. Endlich — abgehetzt und von der jammervollsten Noth mehr gequält als der Tod quälen kann, habe er den Entschluß gefaßt, ein Leben zu enden, welches er nicht mehr rein zu waschen hoffen könne. Er besitze unverdient einen so schlechten Ruf. Ich gestehe Ihnen, Schmey, als ich so weit gelesen hatte, zitterte mir das Blatt in den Händen. Ich sah ihn deutlich vor mir — wie damals, als er — zum letzten Male — in mein Zimmer trat. Ich war hart gegen ihn, sehr hart — aber konnte ich anders sein? Er sah so elend aus und was hat er noch durchgemacht, welchen Hunger, welche Todesschrecken gelitten! Ich hatte sprechende Beweise vor mir. Ich sah das entstellte, schon halbverweste Todtengesicht, den Anzug, wo nicht ein Stück zum andern paßte, die alte zerrissene Hose, die Stiefel mit der klaffenden Sohle, aus der die Zehen hervorschauten. Da lag das alte Portemonaie, das man in seiner Tasche gefunden, mit vier Kreutzern darin! Schmey — in solchen Augenblicken ist man Mensch und bereut Manches. Ich weiß nicht, war es Mitleid oder war es Reue, daß mir die Thränen in die Augen traten. Ich wünschte im

Stillen, daß ich ihm ein paar tausend Gulden zur Reise nach Amerika gegeben hätte" —

„Ich begreife das, ich begreife das Alles", murmelte Schmey, von Arnolds unerwartetem Geständnisse, daß er um seinen Bruder Thränen vergossen habe, noch mehr, als vom Schicksal des Opfers, ergriffen.

„Da aber", fuhr Arnold fort, „war es plötzlich mit Mitleid und Gefühl aus. O der Erzhallunke! Hören Sie, was er weiter schreibt! Bemessen Sie seine Schlechtigkeit, mit dem Stricke in der Hand, den Tod vor Augen, noch so infam zu lügen! Er schreibt, daß mein Geiz und meine Habsucht ihn in Schulden gestürzt hätten und daß sein jugendlicher Leichtsinn von meiner Schacherwuth, wie er sich ausdrückt, mißbraucht worden sei. Ich hätte ihn mit allen Vollmachten nach Kraßnitz gesandt, dann aber ihn verläugnet, um die Mühle aus zweiter Hand, und zwar aus der Hand eines durch meine Schuld Ruinirten wohlfeil an mich zu reißen" —

„Das ist empörend!" rief der Doctor mit Indignation.

„Sagen Sie lieber", rief Arnold wüthend und mit feuerrothem Gesicht, „das ist sein ärgster Schurken-

streich. Nun wundert es mich nicht mehr, daß er mich am Schlusse des Briefes seinen eigentlichen Mörder nennt" —

„Wohl ihm, daß er aus dieser Welt heraus ist", sagte Schmey, „aber auch Sie können sich dazu gratuliren. So einen Bruder zu haben, ist eine Zuchtruthe. Das war eine durch und durch verderbte Natur, ein herz- und gewissenloses Subjekt!"

„Ob ich froh bin", rief Stropp mit plötzlich aufgeheiterten Zügen. „Sein Tod ist mir das einzige Bischen Trost in meinen jetzigen Fatalitäten! Auf's Wort! In welche Geschichten hätte er mich hineingerissen, wenn es zum Criminalproceß gekommen wäre! Der Bösewicht hätte mich aus Rache gar in's Zuchthaus gebracht, was kömmt es dem auf ein paar falsche Eide an!"

„Wenn man jetzt wieder das Auftreten Kronenburgs gegen Ihr Unternehmen betrachtet", sagte Schmey nachdenklich, „so sollte man meinen, daß auf der Kraßnitzer Hinterlassenschaft Ihres Bruders ein Fluch ruhe" —

„Ah pah, albernes Zeug", rief Stropp höhnisch. „Solche Bedenklichkeiten und Vorurtheile mag ein altes

Weib haben! Was wollen Sie? Es ist ein glänzendes Geschäft. Sehen Sie, lieber Schmey, Sie haben immer darüber gespöttelt, daß ich in Enzdorf so fleißig bete — Sie werden sehen, daß mir meine Andacht noch etwas einträgt."

„Ich wünsche Ihnen viel Glück", sagte Schmey, seinen Hut ergreifend, im Weggehen begriffen. „Ich will indessen sehen, wie ich selbst aus der Wassernoth, die über mich hereingebrochen, herausschwimme" —

„Nur nicht den Muth verloren", rief Arnold dem Abgehenden nach. „Nichts ist schlimm, so lange man nicht den Muth verliert."

Sorgenschwer, mit herabhängendem Kopfe eilte Stropp in sein Comptoir hinab. In Wahrheit besaß er nichts von jener felsenfesten Ueberzeugung, die er äußerte. Er sah nicht ein, wie es ihm gelingen solle, den Fürsten auf seine Seite zu bringen. Er hatte das Vertrauen nur vorgespiegelt, um den gesunkenen Muth seines Freundes und Gönners zu galvanisiren und dessen Feder noch ferner seinem momentan gefährdeten Aktien-unternehmen zu erhalten. Allein dies war nicht die einzige Last, welche ihn beschwerte. Es gab noch allerhand andere Geschäfte, in welchen bedeutende Capitalien

gebunden waren und Arnold wußte zur Zeit noch nicht, ob seine Spekulantenkeckheit Lohn oder Strafe finden würde.

Unter Rapporten, welche er von seinem zahlreichen Personal zu empfangen hatte, unter Ertheilung von Ordres und Vornahmen von Revisionen war die Zeit schon weit über die gewöhnliche Mittagstischstunde hinausgezogen, als sich noch Jemand meldete, der den Principal zu sprechen wünschte. Nur die Rücksicht, daß die betreffende Person in Stropp's Abwesenheit schon einmal dagewesen war und sie ein vortheilhaftes, distinguirtes Aeußere habe, war bestimmend, den Besuch noch anzunehmen.

Der Fremde präsentirte sich als den Generalagenten eines der größten Newyorker Häuser, Stirling und Comp. Sein Name war Hamden. Es war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren und von unverkennbar südlichem Typus. Er war auch, seiner Angabe nach, aus Südcarolina gebürtig, jedoch von deutscher Abstammung. An seinem interessanten, ja schönen Kopfe fielen die großen tiefdunkeln Augen auf, welche eine so unstäte Lebhaftigkeit hatten, daß man sie hätte wild nennen können, wenn dieser Eindruck nicht durch

die besonnene Redeweise und maaßvolle Haltung gemildert worden wäre, welche durchweg die eines Gentleman's war.

„Womit kann ich dienen?“ fragte Stropp, nachdem er die ihm dargereichten Beglaubigungsschreiben durchflogen und dem Besucher einen Platz angewiesen hatte.

„Wie Sie aus meinen Papieren ersehen“, begann der Fremde, „habe ich fünf Jahre lang eine der größten Firmen unserer Union auf dem ganzen Continente vertreten und eine Stellung eingenommen, welche namhafte Ersparnisse möglich macht. Trotzdem habe ich diesen festen Posten seit einigen Wochen aufgegeben, denn man hat seinen Ehrgeiz, man möchte seine eigenen Ideen durchführen. Der Zufall, daß ich in Wien eine, nebenbei gesagt, nicht unvermögende Braut gefunden, hat meinem längeren Schwanken ein Ende gemacht, wo und in welchem Lande ich mich etabliren solle. Seit ich Oestreich aus meinem, freilich kurzem Aufenthalte kennen gelernt habe, trage ich die Ueberzeugung in mir, daß dies einer der günstigsten Bodenstriche, die der Unternehmungsgeist eines Geschäftsmannes entdecken kann. Hier ist für den Kauf-

mann eine noch in der Bildung, im Aufschwung begriffene Welt, hier läßt sich noch jedes Projekt ohne Gefahr äußerster Concurrenz durchführen, hier läßt sich noch Geld hervorzaubern. Darüber bin ich vollkommen im Klaren, aber eben so bestimmt weiß ich, daß Unternehmungen ohne genaue Kenntniß der Plätze und der lokalen Handelsverhältnisse leicht fehlschlagen und scheitern. Dieser Punkt ist meine schwache Seite, Herr Stropp, dieser Mangel führt mich zu Ihnen —"

„Sie wollen meinen Rath hören", fiel Stropp mit funkelnden Augen ein, voll Begierde, den jungen Mann, der von seinen Ersparnissen sprach und so viel Vertrauen zeigte, ohne Weiteres auszubeuten.

„Im Augenblicke noch nicht", erwiderte Herr Hamden, während seine Augen überall wie Blitze umherfuhren, ehe sie sich auf sein vis à vis mit ihrer durchdringenden Kraft wieder fixirten. „Ich werde mir erlauben, Sie seiner Zeit beim Wort zu halten, bis ich an die Begründung meines Geschäfts, das schon halb und halb beschlossen ist, gehe. Zuvor möchte ich die schon von mir berührten Mängel abstreifen — und wo könnte ich mich gründlicher orientiren und einchulen, als in Ihrem großartigen Geschäfte, welches

mich sowohl durch die Mannigfaltigkeit als durch das Grandiose der Anlage an die kühnen Unternehmungen meiner amerikanischen Landsleute erinnert?"

„Sie sind überaus freundlich", versetzte Arnold sich verbeugend, „meine Anstrengungen so wohlwollend zu beurtheilen. Wenn ich nur wüßte, womit ich Ihnen dienen soll! Ich greife allen Leuten gern unter die Arme — ich selbst war nicht immer das, was ich heute bin, ich hatte schwer zu kämpfen, mein Gott, mein Gott! Vom Hause aus hatte ich nichts, habe ein armes Mädchen aus Liebe geheirathet, aber Fleiß und Arbeitslust sind das beste Erbgut und die beste Mitgift! Der Himmel hat mich nicht verlassen; täglich erkenne ich das auf den Knieen an, wenn ich die heilige Messe höre!"

„Arbeit und Gebet", sagte Hamden, „ist auch mein Wahlspruch. Ich bin zwar Protestant, aber wir sind alle Christen."

„Ja wohl", erwiderte Stropp, durch dies Gespräch sehr gelangweilt, auf das monotonste.

„Ich komme nun mit der Bitte heran", sprach Herr Hamden, „mich in Ihr Geschäft auf einige Monate eintreten zu lassen, in welcher Eigenschaft es auch sei

wenn Sie meinen — als Volontair" — ein ironisches Lächeln umspielte seinen Mund — „obgleich ich die Buchführung gründlich kenne, jede Correspondenz übernehmen kann und bereits zwei Jahre lang bei Stirling und Comp. Cassier gewesen bin."

„Ich habe Leute genug", gab Stropp willfährig zur Antwort, „aber ein Mann wie Sie läßt sich auch noch brauchen. Es thut mir nur wehe, daß ich Sie unter so bewandten Umständen wirklich nur als Volontair verwenden kann — wenigstens was den Honorarpunkt anbelangt" —

„O Herr Stropp", fiel ihm der Fremde protestirend in's Wort, „es wäre vielmehr an mir, ein Lehrgeld zu zahlen. Ich bin glücklich, Sie erweisen mir einen unschätzbaren Dienst" —

„Ich sehe an Ihnen einen einsichtsvollen Mann", sagte Stropp, Hamden's Hand schüttelnd. „Wir werden uns verständigen. Dennoch muß ich noch eine Bedingung stellen, welche aber, Ihren eigenen Andeutungen zufolge, keine Schwierigkeiten bieten kann. Sie werden dagegen den Vortheil davon haben, daß ich Ihnen einen angemessenen Wirkungskreis gleich anfangs werde eröffnen können, ohne mich von gewissen heiklen

Bedenklichkeiten aufhalten lassen zu müssen, Bedenklichkeiten, wie sie überall vorkommen, wo ein halb und halb Unbekannter in ein Geschäft, wie das meinige, eintritt. Ich meine, eine Caution —"

„Mit Vergnügen", rief Herr Hamden, obwohl ein wenig überrascht, doch sofort nach der Brusttasche greifend. „Von welchem Betrage?"

„Es hängt von Ihnen ab", gab Stropp höchst befriedigt zur Antwort. „Ganz nach Ihrem Belieben! Freilich, je höher, desto größer und offener mein Vertrauen, was ja in Ihrem Interesse liegt. Sie werden das begreifen —"

„Genügen zwanzig tausend Gulden?" fragte der Fremde nach einigem Nachdenken, langsam, aber sehr entschieden.

„Vollkommen, vollkommen!" rief Stropp, dessen Meinung bezüglich Hamden's plötzlich bis zur Hochachtung stieg. „Ich verzinse Ihnen das Geld mit sechs Procent; wollen Sie einen noch größeren Nutzen, so betheiligen Sie sich an einer meiner Unternehmungen, sobald Sie dieselben kennen gelernt haben werden. Ich will Ihnen selbst den Fingerzeig geben, um die fetteste Rente zu finden. Sie kommen zum Bei=

spiel gerade zu rechter Zeit, um Ihr Geld in Aktien der hochgräflich Thieboldsegg'schen Kohlen- und Eisenwerke anzulegen. Ein Geschäft, das schwerlich seines Gleichen hat!"

„Ich habe davon viel gelesen", versetzte Hamden. „Nämlich, seitdem ich in Wien bin. Die Zeitungen sind voll davon. Sie sehen, was ich von dem Unternehmen denke" — er blätterte in seiner Brieftasche und zog zehn Aktien hervor.

„Das sind die rechten!" rief Stropp mit strahlenden Mienen. „Ein Räuber an sich selbst, wer Geld hat und nicht zugreift."

„Ich will sehen, was sich noch machen läßt", sagte Hamden, indem er seine Aktien sorgfältig wieder auf ihren vorigen Platz legte und dafür ein Banknotenbündel herausnahm.

„Hier, Herr Stropp", sagte er, „ein Draufgeld! Fünftausend Gulden. Den Rest der Caution werde ich bei Ihnen in Raten längstens binnen vier Wochen hinterlegt haben."

„Ganz Recht", sagte Stropp, das Geld zählend, worauf er auf einem Blatte den Empfang bescheinigte.

„Also, Herr Volontair“ — er überreichte die Quittung, „wann sehe ich Sie bei der Arbeit?“

„So bald als möglich“, sagte Hamden. „Heute ſt Freitag — nächsten Montag.“

„Abgemacht!“ rief Stropp mit einem Handschlage. „Haben Sie schon gespeist?“

„Noch nicht, Herr Stropp.“

„Essen wir zusammen“, sprach Arnold. „Zwar muß ich es mir vorbehalten, Sie ein andres Mal in meiner Häuslichkeit zu bewirthen. Meine Frau lebt auf dem Lande — in Enzdorf — ich kann Sie daher nur bitten, in einem Gasthofe mein Gast zu sein“ —

„Ich danke“, erwiderte Hamden. „Ich werde bei meiner Braut erwartet.“

„Das sagt freilich Alles!“ sprach Stropp. „Also auf Montag!“

Hamden entfernte sich.

„Ein eigenthümlicher Mensch“, sagte Stropp zu sich, als er in sein Wirthshaus eilte. „Nach seinem Aussehen sollte man ihn für gescheidter halten! Der läßt ja Alles mit sich machen! Diese Aktien sogleich zu kaufen, ist kein pfiffiger Streich von einem Amerikaner. Ich wette, daß er binnen vier Wochen seinen

letzten Pfennig in meine Unternehmungen steckt Den will ich sehr freundschaftlich behandeln. Nebenbei kommt er mir auch sehr gelegen. Ich hätte einen Comptoiristen engagiren müssen. Ich hätte nicht geglaubt, daß ich noch heute so guten Humors würde. Heute wird nicht geknausert. Ich muß auf die Bekanntschaft dieses braven jungen Mannes ein Fläschchen mehr trinken!"

Sechstes Kapitel.

Führt ein unberechenbares Ereigniß vor.

Die europäische Reaction war auf ihren Höhepunkt angelangt. Es gab nirgends mehr eine Rebellion, nicht einmal Widerstand, ja kaum eine Reclamation mehr. Die Völker, um mit dem Selbstbeherrscher aller Reussen zu reden, beugten sich, da der Himmel sichtbar mit den Gewalthabern war. Die absurdeste Maßregel, jedes barbarische Gesetz war realisirbar und die obersten Schiedsrichter über alle gesellschaftlichen und politischen Zeitprobleme, welche seit Jahrhunderten die Denker beschäftigten, die Welt bewegten, waren die „obersten Kriegsherren“ und ihre Adjutanten, ihre Vollstrecker die Garnisonen und die Gensd'armen geworden.

Trotz dieses Triumphes der absoluten Gewalt waren die Regierungen doch in ihrem Eifer noch nicht erkaltet und noch nicht müde, den übernommenen Rückbildungsproceß in's Unendliche fortzuspinnen. Alle arbeiteten, wiewohl die Ketten und Bande der Völker schon fertig waren, noch immer unaufhörlich fort, um für alle Fälle der Noth einen luxuriösen Vorrath von Fesseln zu haben. Die bluterkaufte Kirchhofsruhe Rußlands war das staatsmännische Ideal, im schneidenden Gegensatz zu den Idealen der Weltverbesserer und Humanitätsapostel und der Czar Nikolaus das Prototyp eines Monarchen.

Während Europa im Jahr Achtundvierzig in seinen Grundfesten gebebt hatte, war das Reich dieses Herrschers ruhig und unerschüttert geblieben; diese Thatsache hatte nicht minder, als die siegreiche Intervention in Ungarn, den Grund zu der abgöttischen Bewunderung gelegt, deren sich der Czar zu erfreuen hatte. Es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß es seit Napoleon dem Ersten keinen Machthaber gegeben, der mit einem Worte, ja mit einem Blicke, mit einem Zucken seiner olympischen Brauen einen solchen Eindruck auf alle Cabinette übte, wie Kaiser

Nikolaus. Sein Ruhm war um so größer, als er der Welt gegenüber die personificirte Uneigennützigkeit war. Er wußte sich den Schein zu geben, stets zu helfen und nie zu fordern, er war der edle Mann, der sich selbst vergißt, um Andern zu dienen, stets bereit, für eine reactionäre „Idee" zu interveniren. Damals ahnte noch Niemand, den Kreis der Eingeweihten ausgenommen, daß der heilige Zorn, in welchen der nordische Staatsretter schon bei dem bloßen Gerüchte von einer Unruhe in den Nachbarländern gerieth, nicht so ganz aufrichtig sei und der innigsten Schadenfreude als Maske diente, denn jeder in Unfrieden und Hader mit seinem Volke lebende Fürst war sein Vasall geworden und sah sich bald außer Stand, den Plänen entgegenzutreten, welche der Großherr an der Newa heimlich schmiedete.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß der Czar im höchsten Glanze seines Prästigiums stehend, den Zeitpunkt der Ermattung und Erschöpfung, in welchem Europa lag, für geeignet hielt, um mit einer welthistorischen That hervorzutreten und seine lange, glückliche Regierung mit der Vollstreckung des Testaments Peter des Großen auf das Glorreichste zu schließen.

Es ist noch nicht aufgehellt, in welchem Grade die intimsten Freunde des Czaren, Oestreich und Preußen bei dem großartigen Unternehmen mitinteressirt waren. Die Aeußerung des Kaisers Nikolaus dem englischen Gesandten gegenüber, daß er nach Oestreich wenig frage, scheint jedoch unzweifelhaft eine diplomatische, in die hochmüthigste Form gekleidete Abfertigung gewesen zu sein. Aller Wahrscheinlichkeit nach war Oestreich und Preußen, an eine auswärtige Politik der Halbheiten gewöhnt und von derselben bis zur Stunde noch nicht frei, im letzten Moment vor der gigantischen Größe der Aufgabe erschrocken und zurückgewichen. Oestreich wenigstens, mit welchem wir uns hier zu beschäftigen haben, hat lange eine sehr zweideutige Haltung eingenommen, leider auch beharrlich bis zum Schlusse bewahrt, ohne sich den Osten oder den Westen zu verbinden. Diese Politik, damals die Politik der „eigensten östreichischen Interessen" genannt, hat man ihrer Zeit in officiellen und officiösen Blättern sehr bewundert, wiewohl sie im Gegentheil etwas Komisches in sich hat, insofern so furchtbar ernste Weltkrisen das Komische zulassen. Wer aber sollte nicht lächeln, wenn einer der größten Staaten bei jedem

weltgeschichtlichen Vorkommniß, wie ein Philister nur den Frieden um jeden Preis will, rechts und links den kämpfenden Parteien mit begütigenden Noten in die Arme stürzt und eine so übertriebene Bangigkeit vor allen Heldenthaten manifestirt?

Czar Nikolaus ist eine bereits mit Recht entblätterte Größe, aber die Unpopularität seines Namens darf uns nicht verleiten, die Größe seines Entschlusses und Vorhabens zu bemäkeln. Hat er auch nicht den Sieg davongetragen, hat er vielmehr sich selbst unter seinem eignen Werke begraben, so gebührt ihm doch die Grabschrift: Magnis excidit ausis. Die Zeitgeschichte, welche Alles auf rein persönliche Motive zurückzuführen geneigt ist, schreibt freilich seine Niederlage seinem Uebermuthe zu. Ueber Kurz oder Lang wird sich jedoch die Ansicht Bahn brechen, daß die Idee des Czaren eine aus der Logik der damaligen Weltlage hervorgehende war, der Herrschaft des Absolutismus, der im Innern vollendet war, auch nach Außen das Uebergewicht zu geben. Der Czar wollte, wie Napoleon III. zehn Jahre später im entgegengesetzten Sinne, aber von einer ähnlichen Consequenz gedrängt, die Karte von Europa verändern. Zum Heil der Civilisation ist

es ihm mißlungen, aber wenn Oestreichs Lenker heute zurückblicken, dürfte sie doch zuweilen ein Bedauern ergreifen, damals so undankbar gewesen zu sein und den hochherzigen Alliirten im Stiche gelassen zu haben. Angesichts der Lage am Vorabend des Jahres Vierundsechzig muß dieses Bedauern bis zur blutigen Reue sich steigern und die Einsicht gekommen sein, daß das Schaukelsystem seiner auswärtigen Politik, welche zum Ruin seines mächtigen Freundes im Norden so viel beitrug, nicht geeignet gewesen sei, weder sich Alliirte zu verpflichten, noch lauernde Feinde vom Halse zu schaffen. Es ist unmöglich, daß die Weltgeschichte an Oestreich folgenlos vorübergehe, wenn sich der Minister des Auswärtigen vor ihr duckt und versteckt, oder bei Seite springt . . . . .

Der Czar hatte sich zur Ausführung seines Vorhabens, den „kranken Mann" zu beerben, England als Helfershelfer ausgesucht. Hatte er England gewonnen, war er des Erfolges sicher. Er hatte einen Plan ausgearbeitet, demzufolge England Candia und Egypten erhalten sollte, während er sich selbst nichts mehr und nichts weniger als das Protektorat über die Donaufürstenthümer, Bulgarien und Serbien und die „provi-

sorische Besitznahme Konstantinopels zugedacht hatte. Er fürchtete nur einen Widerspruch, den Frankreichs; auf Lord Seymours bedenkliche Frage: was wohl Oestreich, was Preußen, der deutsche Bund sagen würde, antwortete er blos mit einem höhnischen Lächeln! Er kannte seine Schwäger und lieben Vettern im deutschen Reich, er hatte sie sattsam kennen gelernt in mannigfachen Besuchen, Preußen und Oestreich zusammen waren ihm jener Lepidus, der bei der Theilung der Welt nothwendiger Weise leer ausgeht, er hätte mit Shakspeare's Antonius sagen mögen:

Dies ist ein schwacher unbrauchbarer Mensch
Zum *Botenlaufen* nur geschickt. Verdient er,
Wenn man die dreibenamte Welt verschenkt,
Daß er, als dritter Mann, sein Theil empfange?
Ob wir auf diesen Mann schon Ehre häufen,
Er trägt sie doch nur wie der Esel Gold,
Der unter dem Geschäfte stöhnt und schwitzt,
Geführt, getrieben, wie den Weg wir weisen;
Und hat er unsern Schatz, wohin wir wollen,
Gebracht, dann nehmen wir die Last ihm ab
Und lassen ihn als led'gen Esel laufen,
Daß er die Ohren schütteln mög' und grasen
Auf off'ner Weid'!

Die Anerbietungen scheiterten an dem Gradsinn oder an der Klugheit der englischen Regierung; als

aber ein Jahr später der Inhalt der Unterredungen mit Hamilton Seymour bekannt wurde, da war das Entsetzen der wohlgesinnten und rechtgläubigen Presse maaßlos! Es war doch schrecklich, daß Worte, die ein Monarch wie der Czar einem Botschafter anvertraut, Gedanken, die vielleicht sein eigner Sohn, sein eigner Staatskanzler nicht kannte, Gemeingut der ganzen Welt wurden! Man suchte zu vertuschen, zu ignoriren, zu läugnen. Es war gar zu fatal, daß ein Licht auf die dunkelsten Partieen einer Politik fiel, die bisher unergründlich schien; fatal, daß es nun unwiderleglich dargethan, daß der Herrscher, welcher stets die unverbrüchlichste Achtung vor den Verträgen betheuerte, und die letzte und höchste Sanction des Statusquo war, im Geiste Reiche vertheilte, über Völker disponirte und dabei jene befreundeten Mächte, die ihm immer den Hof gemacht und, wie die Hoforgane versicherten, sein eigenstes Herz gewonnen hatten, so gänzlich ignorirte . . . .

Die französische Regierung, von vornan von den Planen des Czaren streng ausgeschlossen, war durch den argwohnerregenden Aufwand diplomatischer und militärischer Mittel gewarnt worden, die angeblich nur

um die Frage über den Besitz der Schlüssel zum heiligen Grabe zu lösen, in's Feld geführt wurden. Der Moment traf Louis Napoleon bereits entschlossen, seine Bedeutung auf den Gegensatz zu bauen, in welchem der von modernen Ideen gesättigte, mit den Principieen der Nationalitäten und des allgemeinen Stimmrechts auftretende Napoleonismus zu der altdynastischen, auf dem Gottesgnadenthum fußenden Welt stand. Er sandte seine Flotte an der Seite der englischen in die griechischen Gewässer . . . .

Zur Zeit, da die Ereignisse unsrer Erzählung stehen, hatte das Vorspiel des orientalischen Krieges schon begonnen. In den Donaufürstenthümern, in Serbien, Montenegro, auf der Balkanhalbinsel, in Kleinasien, überall schaarte der Czar in offenen und heimlichen Aufrufen seine Glaubensgenossen um sich zusammen und das Losungswort flüsterte sich von einem Ohre zum andern weiter, daß der Tag gekommen sei, das griechisch-orthodoxe Kreuz auf die Sophienmoschee zu setzen. Der russische Gedanke, dessen letztes Wort Konstantinopel, hatte, ein trefflicher Minirer, nach allen Seiten hin seine Minen gelegt; die Mitverschworenen

und Mitverständigten warteten nur auf das Signal, das Feuer an die Lunte zu legen.

Der russische Absolutismus, so abschreckend häßlich er war, übte dessenungeachtet damals, zur Zeit, als der Nimbus, der den nordischen Coloß umgab, noch völlig unversehrt war, eine außerordentliche Gewalt über die Gemüther der Slaven, besonders ihrer weniger gebildeten Stämme. In nationaler Beziehung zeigte die russische Propaganda den getrennten Völkerschaften eine Einigung unter einem mächtigen Reiche, in religiöser hielt sie das Bild des Czaren als Haupt der griechischen Kirche den Gläubigen entgegen, die unter muselmännischer Herrschaft schmachteten. So kam es, daß die türkischen Slaven sehnsüchtig der Stunde entgegenblickten, wo sie, ihren Abfall von der Türkei erklärend, an Rußland übergehen könnten. In Bosnien kochte ein Aufstand, von russischen Agenten genährt, in Belgrad träumte man von einem allgemeinen Serbenreiche unter russischem Protektorate, Montenegro warf immer neue Schaaren in die Ebenen Albaniens — die Türkei sah sich, nebstdem, daß sie von einem furchtbaren Feind bedroht war, von einem Kreis von Insurrektionen umzingelt.

Aber nicht auf die Türkei allein beschränkte sich diese Minenlegung; die heimlichen Eroberungen des Czaren erstreckten sich bis tief in das Gebiet des Herrschers herein, für dessen Heil und Wohlfahrt der Czar von jeher öffentlich eine so zärtliche Theilnahme geäußert.

Die Folgen der Aufhebung der ungarischen Verfassung traten klar hervor. Ungarn war durch seine Grenzen, durch seine Verfassung, durch alle Einrichtungen seines staatlichen Lebens eine Mauer gegen Osten gewesen und um den festen Kern der Magyaren herum gruppirten sich Volksstämme, die in den Landeseinrichtungen Ungarns die beste Schule ihrer Freiheit und Selbstständigkeit fanden. Oestreich hatte eigenhändig diese Mauer niedergerissen. Die slavischen Stämme Ungarns erkannten in den intervenirenden Russen ihre Stammverwandten und ihre Retter. Freudig brachten die Ruthenen und Slovaken den russischen Soldaten Salz und Brod, die Symbole guter Freundschaft, dar, schüttelten ihnen die Hände und nannten die Officiere Väterchen. Freudig sahen sie sich verstanden und verstanden die Russen. Das na před des russischen Commando's schien ihnen weit verständlicher als das „Rechtsumkehrt Euch“, das sie im östreichischen Dienst

hatten lernen müssen. Aber unendlich stärker noch wirkte die russische Intervention auf das feurige Gemüth der Südslaven. Sie hatten gesehen, wie die östreichische Streitmacht erfolglos gegen die ungarische Begeisterung kämpfte, der ferne, stammverwandte Czar, der, in der letzten Stunde der Gefahr, mit unendlicher Macht und wunderbarem Erfolge herangekommen, mußte ihnen mächtiger dünken, als der junge „schwäbische Kaiser", für den sie bisher gefochten. Den griechisch-orthodoxen Slaven war der Retter doppelt theuer; er war zugleich das Haupt ihrer Kirche.

Und nun war in den zerrissenen, blutüberschwemmten Furchen jener Slavenländer eine Saat von griechischen Bibeln und Meßgewändern ausgestreut worden. Die zerstörten Kirchen in der Woiwodina waren neu mit Reliquien und Altarbildern ausgestattet worden, die serbischen Bandenführer hatten russische Orden erhalten. So erhielt sich Rußlands Einfluß, nachdem sich Rußland scheinbar zurückgezogen. Wohl hatte sich die Regierung bemüht, in die Anarchie dortiger Zustände etwas Ordnung zu bringen, aber sie kam mit ihrem systematischen, pedantischen, alles überwachenden deutschen Büraukratismus, der dem Charakter der Be-

wohner durchaus antipathisch . . . Die Wirkung war keine gute.

Rußland hatte am Pruth bedeutende Streitmächte gesammelt, um diese im rechten Moment hinüberzuwerfen, die Südslavenländer waren in Aufregung. Das Auftreten des Czaren war das herausforderndste, das sich denken läßt, seine aggressiven Tendenzen bis auf Oestreich gerichtet. Oestreich indessen war keineswegs gesonnen, sich frank und frei den sich bereits unter der Hand verständigenden Westmächten beizugesellen, ja es war den Unternehmungen derselben im Herzen abhold. Eben so wenig stand es auf Rußlands Seite. Es bewährte eben seine charakteristische Abneigung vor allen Neuerungen. Glaubte es bei dieser — von seinem Standpunkt aus gesprochen — unbegreiflichen Haltung, daß der Czar schließlich zurücktreten und ein friedlicher Mann sein werde, sobald ihm Oestreich seine Cooperation versagte? Oder bestand die vielgerühmte Klugheit seiner Haltung darin, daß es ruhig zusehen wollte, wie sich seine mächtigsten Nachbarn in einem mörderischen Kampfe zerfleischen? Oder wartete es, um sicherer zu gehen, eine Niederlage der westlichen Waffen ab, welche freilich niemals zu-

traf? Wie dem auch sei, das ist gewiß, daß es von allem Anfang an nicht unterließ, seine Grenzen zu decken und namentlich das festungsgleiche Siebenbürgen mit großen Militärkräften anfüllte.

Unter Denen, welche das Loos getroffen, dahin abzugehen, war auch Arthur Haldenried. Der unerbittliche Marschbefehl sollte ihn aus dem Himmel reißen, den er an Leonie's Herzen besessen. Seinem militärischen Thatendurst wäre jetzt kaum ein großartiger Feldzug gelegen erschienen, die Ordre aber, gewissermaßen nur die Station zu wechseln, mußte ihm wie ein sein Glück störendes Possenspiel des Schicksals erscheinen und er nahm es auch mit Unwillen und tiefster Verstimmung auf.

Blaß und verstört trat Arthur eines Morgens bei Leonie ein. Sie sah ihm seinen Zustand sogleich an und fragte erschrocken, was es gebe?

„Ich komme, Dir Lebewohl zu sagen", erwiderte Arthur. „Ich muß fort. Seit drei Tagen schon habe ich den Befehl in der Tasche, aber ich brachte es nicht über's Herz, Dir es zu sagen. Heute schlägt die Scheidestunde. Ich muß übermorgen beim Regimente sein. Wir marschiren nach Siebenbürgen."

„Du gehst — ich soll Dich verlieren!“ rief Leonie, während sich plötzliche Blässe über ihr schönes Gesicht lagerte und alle ihre Züge sich entstellten. „O ich hab's geahnt, auf dieser Erde dauert kein Glück! Nur daß es sobald kommen sollte, habe ich nicht gedacht. O, ich weiß, ich weiß, wir sehn uns nicht wieder.“

„Thörichtes Kind“, tröstete Arthur, „warum sollte ich nicht heimkehren? Zieh' ich denn in eine Schlacht? Lieber wär' es mir freilich“ —

„Es ist nicht das!“ rief Leonie. „Nicht der Tod, die Entfernung wird Dich mir entreißen. Ueber unserm Bund lagert schon von Anbeginn das Verhängniß wie eine Wetterwolke. Wie viel Sorge und Pein und Qual hat sie mir schon gegeben, diese Liebe, die ein Schrei meiner Seele nach Freiheit, nach Glück, eine Flucht aus der Sclaverei war!“

In diesem Augenblick trat Greifenstein ein. Ohne Scharfblick, wie er war, bemerkte er weder die thränenfeuchten Augen seiner Frau, noch die gezwungene Haltung Arthurs; er begann:

„No, Haldenried, jetzt können's zufrieden sein. Sie marschiren.“

„Freilich marschiren wir“, erwiderte Haldenried

gereizt unter dem Drucke seine Verstimmung. „Aber geht es in den Krieg? Nein, es wird wieder für den Soldaten heißen, die Dienste eines Gensdarmen und Polizisten im Großen verrichten. Für eine Idee zu kämpfen, vielleicht auch zu fallen, ist schön, für eine Idee rückte ich mit Freuden aus, so aber" —

„Aber um Gotteswillen, mein lieber Rittmeister", sprach der General, den eine solche, ihm ganz ungewohnte Sprache ganz stutzig machte. „Ich weiß gar nicht, wie Sie mir mit solchen Reden vorkommen .... Der oberste Kriegsherr gebietet, der Soldat folgt und frägt nicht und hat nix zu fragen. So wenigstens denk' ich's mir. Und was haben's vorhin gesagt? Für eine Idee zu kämpfen? Ja, was ist das für eine Idee! Für eine Idee kämpft nur ein Narr. Sie kämpfen für den Kaiser und weil er's haben will."

„Da sind freilich unsere Ansichten ganz verschieden", entgegnete Arthur. „Ich meinestheils denke: in der Uniform steckt wie in jedem Rock nicht blos ein Soldat, nicht blos eine Maschine, sondern auch ein Staatsbürger und ein denkender Mensch. In den Krieg und in die Schlacht gehn für eine Politik und für Principieen, die man desavouirt, ist eine schreckliche Sache. Man

will nicht, daß der Soldat eine politische Ueberzeugung habe. Ist es nur möglich, so etwas zu fordern? Giebt es noch einen Menschen, der etwas thut und nicht nach dem Warum frägt?"

„Da haben Sie schöne Ansichten mitgebracht von Ihrer Reise!" rief Greifenstein. „Aber so geht's, wenn der Soldat Zeitungen lies't und sogar Bücher schreiben will. Ihr Bruder könnt' nicht anders reden, als Sie! Nun, ich will thun, als ob ich nichts gehört hätte, aber mit solchen Gesinnungen werden's schlecht fahren, Rittmeister!"

Er lief davon wie ein frommer Mönch, der den Blasphemieen eines jungen Freidenkers sein Ohr verstopft.

Als seine Schritte im Corridor verklungen waren, flüchtete sich Leonie mit ausbrechenden Thränen an Arthurs Brust.

„Bei einem solchen alten Thoren muß ich bleiben!" rief die schöne Frau. „Ach, wie bin ich unglücklich! Verflucht sei die Stunde, wo ich meine Einwilligung zu dieser Heirath gab! In dieser Stunde habe ich mich verkauft, mich verächtlich in den Augen der Wohldenkenden gemacht, Jugend, Selbstachtung und Ehre ge-

opfert. Sollte ich eine Carrikatur zum Manne haben? Bin ich wirklich nichts weiter werth, als solch eines Mannes Weib zu sein? Ach, nun Du von mir gehst, sehe ich keinen Ausweg aus meinem Kerker zu entfliehen! Mein Bleiben kömmt einem Selbstmord gleich. O Arthur, Arthur, wenn Du mich liebtest, wenn Du mich w i r k l i c h liebtest, wenn ich Dir mehr wäre, als ein Spielzeug, mehr als ein Liebchen, das man nimmt und wieder verläßt. Du ließest mich nicht so hinsterben, Du faßtest einen Entschluß, der mich rettet ....“

„Welchen Entschluß?“ fragte Arthur, von der dämonischen Leidenschaft dieses Weibes tief aufgeregt und von ihrer Schönheit wie trunken.

„Du nähmst mich fort von Dir! Sieh, wir reisten heute noch! Ich verließe heimlich das Haus. Morgen sind wir über der Grenze. Draußen — vielleicht in England — finden wir Schutz — und nennen uns vor aller Welt unser Eigen — — Arthur, Arthur, welche Welt von Glück, welches Eden!“....

„Leonie!“ rief Arthur, „wohin denkst Du! Darf denn der Soldat gehen, wohin er möchte?“

„Da hast Du den Soldaten wieder! Noch vorhin räumtest Du ein, daß er ein Sclave ist. Und sollte

der Sclave nicht die Kette brechen? Wieder der alte Ehrbegriff, der Sparren, der Wahn der Pflicht! Er ist in Dir nicht anders vorhanden, als in allen Andern! Und Du dünkst Dich freier, als alle Andern!" . . . .

„Leonie —" rief Arthur, „ich bin schon so unglücklich, daß ich von Dir gehen muß . . . Wühle nicht vollends Alles in mir auf, zeige mir nicht ein Paradies, das nicht mein sein kann — wenigstens jetzt nicht — mach' mich nicht irre an meiner Pflicht, hilf mir lieber in meinem traurigen Loose zurecht. Ich muß von Dir gehen, es ist eine schreckliche Nothwendigkeit — aber wir sehen uns ja wieder, der Himmel führt mich Dir zurück und schenkt uns noch schöne Stunden —"

„Ich kann, ich will Dich nicht verlassen! rief Leonie, laut an Arthur's Brust weinend.

„Es muß sein, Kind, es muß sein, sei vernünftig", rief Arthur in kosendem Tone.

Er drückte sie an sich, ihr schöner Leib ruhte mit der Fülle aufgelöster Hingebung in seinen Armen, ihre schöne, üppige Brust, durch den Morgenanzug kaum gedämmt, legte sich innig an ihn und verrieth durch ihr ungestümes Wallen die Bewegung des Innern.

Arthur stand da, wie sprachlos und versteinert, in Glück, in schmerzliches Glück aufgelöst; er drückte langsam Kuß um Kuß auf die schöne Stirn, welche seinen Lippen gegenüberstand, während seine Hände die elastische Taille fest und heiß an sich schlossen und seine Augen trunken umherirrten vom rabenschwarzen Haar zu den sanften blauen Augen, und von den rosigangehauchten Wangen, zur schneeigen Brust, wo sie endlich, wie im lieblichsten Orte, als verschmachtende Pilgrime Halt machten, schon von der Ruhe am Quell träumend, aus dem allein Stillung quillt . . . . .

Da ging die Thüre auf und ein: „Ist's erlaubt, einzutreten, Baronin?" von einer weiblichen Stimme gesprochen, riß die Beiden blitzschnell auseinander.

Es war die Gräfin Sophie von Thieboldsegg, welche eingetreten war und mit einem Blicke den Inhalt der vorhergegangenen Scene durchsah. Leonie, ganz allarmirt, nahm die Meldung der frommen Dame, daß sie für die „Schwestern vom Herzen Jesu" zu sammeln, komme, wie geistesabwesend auf. Rascher war Arthur gefaßt, welcher seit jenem Tage in Kraßnitz die Gräfin nicht wiedergesehen, in seiner Brust aber noch immer den gerechten Zorn nachtrug.

Die Gräfin, scheinbar Leonie's rothgeweinte Augen nicht bemerkend, begann von dem segensreichen Wirken dieses Ordens zu erzählen und vertiefte sich mit Schadenfreude in alle Details seines Wirkens, gleichsam um kundzuthun, daß sie das Zimmer nicht zu bald zu verlassen gedenke; Arthur sah sich genöthigt, seinen Besuch abzubrechen und zu gehen. Welch ein Schmerz, so scheiden, mit den Lippen gleichgiltige Worte sprechen zu müssen, während die Seele, auf's Tiefste aufgewühlt, sich mit einem lauten Schrei Luft machen möchte! Nur den Augen war es vergönnt zu sprechen, während der Mund sein: Also auf Wiedersehn! murmelte. Bald hatte er das Haus verlassen und schritt, wie ein Körper ohne Seele, seiner Wohnung zu, während Leonie, wie gefoltert, der Frommen gegenüber blieb, welche sich an ihren heimlichen Qualen weidete.

Der Tag war vergangen, ein Tag wie ein dumpfer, schwerer Traum. Arthur's Bursche hatte den Koffer gepackt; sein Herr, zu jeder Thätigkeit unfähig, saß, das Haupt auf die Hand gestützt, im dunkelnden Zimmer und ließ die ganze Vergangenheit mit allen Wechselfällen, allen Glücks- und allen Friedensscenen

seines Liebesverhältnisses vor seinem innern Auge vorübergehen. Er dachte an die Zeit von Kraßnitz, wo er hoffnungslos für Leonie geschmachtet, und an die Tage von Paris, die ihm vorher Erlittenes mit unendlichem Glück tausendfach vergolten. Das erste schüchterne Sehnen, der Taumel des Besitzes, das Leid, daß der Besitz vor den Augen der Welt sündhaft, manch innerer Vorwurf, und dennoch durch Alles hindurch der süße, sinnverwirrende Rausch, der ein junges Gemüth wie auf Schwingen emporhebt, das Alles wogte, rauschte, bohrte und bebte durch seine Seele . . . . . .

Allmählig erst klärte sich seine Stimmung und wagte in's Leben zu schauen. Wie glücklich, dachte Arthur, sind diese Franzosen, diese Britten! Sie haben frische Kriege vor Augen, Kriege, wie sie der Soldat liebt und braucht! Unsere Diplomatie bringt es höchstens zu einer Intervention, die nicht mindere Opfer an Gut und Leben kostet, aber weder Ruhm einbringt, noch für die höheren Zwecke der Menschheit etwas schafft. Und in einem solchen Dienst, der nichts als ein Gensd'arm- und Schergendienst ist, soll ich sie vergessen, deren Schönheit mich wie ein Feuer verzehrt,

deren Liebe mich fort und fort zurückruft? Ich werde in Ekel versinken, Nichts wird mich laben, Nichts zerstreuen. Mein Stand ist mir widerwärtig, der Soldatenmuth von ehedem ist hin, ich verschmachte! Mein Unglück ist, daß ich vom Apfel der Erkenntniß gegessen habe und die Augen mir aufgegangen sind. Du schöne Zeit jugendlicher Thorheit, wo ich auf Landsknechtweise drauf loshauen konnte, ohne lang' zu fragen, wofür und warum, Du bist dahin. Und doch kann ich nicht los, wenigstens jetzt nicht —"

Bruno begab sich, um einem gegebenen Versprechen nicht wortbrüchig zu werden, in's Casino und befand sich bald im Kreis von Kameraden. Eine lange Tafel war aufgeschlagen, die „Bande" spielte und die schmetternde Blechmusik gab dem Feste den Charakter wilden Jubels, der ihr innerlich gar nicht eigen war.

Es ist hier nicht der Ort, über die Veränderungen und Nichtveränderungen in der k. k. Armee sich weitläufiger auszusprechen, nur ein paar Andeutungen möchten wir nicht ganz unterdrücken. Das östreichische Heer war jetzt wie ehedem ein Complex aus den mannigfachsten Völkern geblieben, der einem Wallenstein-schen Lager nichts nachgab. Dieser Mißstand, der

gegen den Ausgang des Mittelalters hin, zur Zeit des Söldnerthums vielleicht gleichzeitig gewesen sein mochte, kehrte doch in einer Zeit, da sich die Nationalitäten emancipiren und theilweise feindlich gegen einander stellen, die fatalen Uebelstände heraus. Die Officiere, in der großen Mehrzahl Deutsche, sprachen natürlich die Sprache ihrer Mannschaft meist höchst mangelhaft und der Gegensatz zwischen Officier und Soldat lag somit in seiner ganzen Schroffheit vor. Nichts war geschehen, um das Ehrgefühl und die moralische Werthschätzung des gemeinen Mannes zu heben, er war Kanonenfutter geblieben, ein lebender Automat, dem man ein Stück Brod hinreicht, um dafür die ungeheuersten Leistungen zu fordern .... Oestreich ist nebst Deutschland das einzige Land der Welt, welches Geburtsgeneräle erzeugt und Familien mit angeborenen Feldherrneigenschaften besitzt; diese standen, den herrschenden Weltideen feindlich, obenan, unter ihnen war eine eigene Schule von Männern herangebildet worden, die nach obenhin geschmeidige Schmeichler waren, aber etwas d'rin suchten, nach unten hin ganz besondere Barschheit und Härte zu entwickeln. Arme Junker aus Norddeutschland, Söhne ausgewanderter französischer

Legitimistenfamilien, ganze Schaaren fremder Aristokraten, waren, gleichsam von einem Glanze des Legitimismus angezogen, in die östreichische Armee eingekehrt und standen im Besitz höherer Officierstellen, als ob es noch nöthig wäre, in diesem Armeekörper die nationalen Gegensätze zu verstärken. Das 1852 entstandene Armeestatut hatte eine systematische Gleichförmigkeit und äußerlichen Glanz gebracht, die kriegerische Brauchbarkeit der Truppe aber nicht erhöht. Die Gensdarmerie, die Polizei, die Garde hatten der Infanterie viele gute Kräfte entzogen, dagegen hatte sich die Stimmung und der Geist sehr verschlechtert, dadurch, daß man zahlreiche Insurgenten, Gutsbesitzer, Advokaten, Aerzte als Gemeine assentirt hatte. Die ewigen Reducirungen und Wiedereinrichtungen hatten überaus nachtheilig gewirkt. Die geheimen Conductlisten dauerten fort. Das Protectionssystem war dasselbe geblieben, und Personen, welche sich vornehmer Gönner erfreuten, hatten, ohne die nöthige Ausbildung zu besitzen, die höhern Stellungen inne.

Das Alles war schlimm genug, das Schlimmste aber war, daß der intelligente Theil der Armee fühlte, daß sie für nichts Lebendiges und mit den übrigen

Weltideen Zusammenhängendes einstehe, vielmehr Altes, Abgelebtes und Abgefaultes stützen und aufrecht halten solle . . . Dies genügte, jeden frischen Aufschwung niederzuschlagen. Es ist schlimm, wenn der bloße Gehorsam die Stelle einnehmen soll, welche der Begeisterung und der patriotischen Idee gebührt. Ein Heer, das von keiner lebendigen Idee in allen seinen Theilen beseelt wird, mag noch ein guter Mechanismus sein, aber ein wirklich großer Thaten fähiges Individuum ist es nicht.

Die Armee, welche eventuell für oder gegen die Integrität der Türkei einstehen sollte, war mit allen ihren Sympathieen auf Seite der Russen, das merkte man aus allen Gesprächen. „Mit wem wir gehn?" rief ein colossaler Chevauxleger mit bartloser Oberlippe und ungeheurem Backenbart. „Nun das ist doch keine Frage! Sind nicht die Russen die alten Waffengefährten von 1812, die Kameraden vom ungarischen Feldzug? Wie könnten wir mit Frankreich gehn? In den Tuilerien sitzt die gekrönte Revolution. Oder gar mit England? In England herrscht der Palmerston, in England lebt Kussuth unausgeliefert und wenn ich an Beides an Perkin's Bräu-

knechte gedenke, da faßt mich heut noch eine rasende Wuth ...." Am Nebentisch colportirte man eifrig die Lügen und Verleumdungen, welche die reaktionäre und russenfreundliche Presse über Omer Pascha ausstreute. Er war ja der ehemalige östreichische Feldwebel Lataſch! „Dem kann's noch geschehn, daß wir ihn als Deserteur mitnehmen!" rief Einer und Viele lachten. Arthur aber lachte nicht mit. Entschieden westmächtlich gesinnt, fühlte er bei jedem Anlaß die Differenz seiner Meinungen, mußte aber mit seinen Aeußerungen sehr zurückhaltend sein, denn es fehlte nicht an Spionen; er durfte sich höchstens die Bemerkung erlauben, daß der croatische Feldwebel, der es bis zum türkischen Serdar gebracht, doch kaum an Kriegsherrntalent den gewiegtesten echtöstreichischen Größen nachstehn durfte. . . .

Die Bande spielte den Rokoczi und manchen feurigen Chardas, und seltsam war's, diese, einen revolutionären Geist athmenden Lieder, so lange verpönt, hier auf höheren Befehl abgespielt zu hören: die Klänge waren gleichsam profanirt. Arthur Haldenried erschienen diese Weisen wie Sclavinnen, die in der Knechtschaft die Töne ihrer frühern Heimath erklingen

lassen müssen .... Er senkte traurig und gedankenschwer das Haupt, während ein Heer unaussprechlicher Empfindungen, Gedanken und Wünsche ihn weit von hier fortriß und seine ohnehin tief aufgeregte Seele mit dem Strom der Töne aufschrie und klagte. Es waren nicht lauter „correkte" Gedanken, die der kaiserliche Officier in diesem Augenblicke dachte ......

Es mochte gegen Elf Nachts sein, als Arthur in seine Wohnung zurückkam. Pal, der Bursche, empfing ihn mit unruhvollem Gesicht und berichtete, daß eine Dame da sei und den Herrn Rittmeister schon seit zwei Stunden erwarte. Pal habe den Rittmeister allenthalben gesucht. Arthur, von einer bösen Ahnung erfaßt, trat hastig in's zweite Zimmer — auf seinem Lehnstuhl saß mit gefalteten Armen, schmerzliche Blässe im Angesicht, Leonie.

„Wie spät Du kommst! Ich warte schon Ewigkeiten!" rief die Baronin, beim Anblick Arthur's sich aufrichtend.

„Was ist das?" entgegnete Arthur bestürzt. „Welche Unvorsichtigkeit! Zu dieser Stunde bei mir?"

„War es Dir wirklich möglich, so von mir zu

scheiden?“ fragte Leonie, auf die Trennung von heute morgen anspielend.

„Lasest Du's nicht in meinen Zügen, Kind, wie mir zu Muthe war?“ fragte Arthur.

„Kurz — Du hättest so scheiden können“, erwiderte die Baronin, „ich kann es nicht. Arthur, Arthur, ich kann Dich nicht verlassen!“ Sie warf sich an seine Brust.

„Leonie“, rief Arthur, „Du bist von Sinnen!“

„Ich bin es nicht“, rief sie ihn fest umklammernd. Ich habe Alles bedacht, Alles erwogen. O Arthur, ich bin so unglücklich, ich halte mich nur noch an Dich, an Dich, mein Leben, mein Glück, mein Alles! Soll ich Dir denn zu Füßen fallen, damit Du Mitleid mit mir habest? Hilf mir heraus aus meinem Jammer, nimm mich fort von Dem, den ich nicht sehn kann ohne Schüttelfrost, hilf mir ein neues Leben gewinnen! Hast Du mir nicht tausendmal gesagt, daß Du für mich sterben könntest? Jetzt bringst Du mir nicht einmal ein Vorurtheil zum Opfer! O, wenn ich Dir je eine frohe Stunde geschenkt habe durch meine Liebe, so lohne es mir heute, vernichte nicht meinen Glauben an Dich, verlasse mich nicht!“

Arthur's Lage war beklagenswerth. Er liebte Leonie mit Leidenschaft, es zerriß sein Herz, ihre Klagen zu hören, und doch sträubte sich sein Verstand gegen eine so excessive Auffassung der Lage und so gewaltsame Pläne.

„Leonie", rief er, „sei vernünftig! Kann ich, der ich die Ordre habe, zu einer angegebenen Stunde beim Regiment zu erscheinen, eidbrüchig werden und mit Dir entfliehn? Füge Dich nur ein wenig in die Verhältnisse, bedenk' die Welt, Deinen Gatten, Deine Verwandten, bedenke Dich und ein wenig auch mich! Du sagst, daß Du leidest, leide ich denn nicht weniger? werde ich denn nicht auch von Dir gerissen? Aber sage selbst, was man über den Soldaten urtheilen wird, der, statt seine Pflicht zu thun, mit der Frau eines ihm Vorgesetzten durchgeht!"

„Und soll Deine Liebe nicht fähig sein, ein Opfer zu bringen?" entgegnete Leonie. „Ich weiß wohl, daß, was ich von Dir fordere, nichts Kleines ist, aber wenn Du mich liebtest, wärst Du für Alles entschädigt. Wir gehn nach Frankreich, nach Belgien, nach Eng-

land, wie Du befiehlst. Bringe ich denn nicht auch ein Opfer an meiner Ehre und meinem Namen, wenn ich mit Dir gehe?"

„Leonie", rief Arthur bewegt, aber in seinen Vorsätzen unbeirrt, „lassen wir den Wortstreit! Du forderst Unmögliches — ich kann nicht! Auch Du wirst über Alles dies morgen oder übermorgen anders denken. Doch, mein Gott, es ist Mitternacht, Du mußt fort! Denke an die Rückkehr! Wenn Dein Ausgehn im Hause bemerkt worden wäre? Wenn Du inzwischen schon vermißt würdest? Das heißt ja wirklich alle Fatalitäten künstlich hervorrufen und Alles auf die Spitze treiben!"

Er sprach die letzten Worte im Tone des Unwillens.

„Glaubst Du", entgegnete Leonie, „ich würde erschrecken, wenn Greifenstein aufgestanden wäre und mir an der Hausthüre in seinem ganzen Zorn entgegenträte? Ich halte es für kein so großes Unglück, wie Du, von ihm mit einem plötzlichen Schlage befreit zu werden!"

„Wahrlich, Leonie", versetzte Arthur. „Du mußt arg im Unrecht sein, wenn meine Liebe Worte findet,

die Dich verletzen können. Ist das die Sprache einer achtbaren Frau? Findest Du das Joch Greifenstein's so unerträglich, so kannst Du Dich von ihm trennen, ohne daß Deine Ehre dabei leide. Warum müßtest Du Dich — verzeihe mir den Ausdruck — erst als Nachtschwärmerin brandmarken, um zu diesem Ziele zu kommen? Deine Noth, Dein Elend kann ich theilen, nimmermehr Deine Schande!"

Diese energische Zurechtweisung verfehlte den Eindruck nicht. Leonie war wie versteinert, aber auch wie ernüchtert. Sie ward sich des Deliriums ihrer Leidenschaft bewußt. Doch, zu unbeugsam, ihr Unrecht einzugestehen, aber auch ganz entwaffnet und unfähig, länger zu kämpfen, warf sie die Mantille, die sie abgelegt hatte, hastig um, indem sie vor sich hinmurmelte:

„Du hast Recht — ich gehe — es ist sehr schön von Dir, auf Greifenstein so viel Rücksicht zu nehmen — Lebe wohl!" —

Arthur ergriff die sich Sträubende in seine Arme und beschwor sie mit weicher Stimme, sich nicht so von ihm zu trennen.

„O, gehe nicht in Zorn und Entfremdung fort!"

rief er. „Ich meine es ja so gut mit Dir! Heute mag Dir mein Benehmen hart erscheinen — doch morgen dankst Du mir dafür! Wir sehen uns ja wieder. Früher, als Du glaubst! Sei gewiß, daß diese Prüfungen das glücklichste Ende nehmen, wenn wir sie mit Muth und Besonnenheit ertragen."

Leonie konnte Nichts erwidern. Sie war aus dem Zustande fieberhafter Erregung in den Zustand tiefster Fassungslosigkeit angelangt.

Als Arthur sie über die Treppe hinabführte, knickten ihre Kniee wiederholt zusammen. Die Thränen rollten über ihre Wangen und bis auf Arthur's Hand, als er sie sanft wie eine Kranke von Treppe zu Treppe hob und noch zum Abschied auf die blassen Wangen küßte.

„Fahre mit", flehte sie unter leisem Schluchzen, indem sie seine Hand krampfhaft preßte.

„Kind", erwiderte Arthur innigst bewegt, „sehr gerne, jedoch bedenke — Bist Du in Deinem eigenen Wagen gekommen?"

„Nein, in einem Fiaker" —

„Wenn Dich der Kutscher kennen sollte" —

„Mir gleichgiltig. Fahre nur bis an die Ecke meiner Straße“, stöhnte Leonie.

Arthur warf sich in den Wagen.

In stummer Umarmung, nur daß dann und wann ein Seufzer ihrer Brust entstieg, fuhren sie hin. Die Wagenlampen, auf zwei Seiten blind, warfen ihren Schein nach außen, im Wagen herrschte ein Halbdunkel, das nur von Zeit zu Zeit das Gaslicht der Straßenlaternen auf einen Moment unterbrach. Leonie weinte, an Arthur's Brust geschmiegt, leise und still vor sich hin, er fühlte seine Wangen und Lippen naß von ihren Thränen. Auch ihm war das Herz wie zerrissen. Ach, heute noch an ihrem Herzen, morgen in die Ferne! . . . Aus der tiefen Versenkung seines Grames, ja aus der Geistesabwesenheit riß ihn plötzlich die rasche Flucht der Pferde und die wilde Bewegung des Wagens heraus. Ein Leitseil mußte gerissen sein . . . Er sah sich um, und wußte nicht gleich, wo er sich befinde — er riß das Fenster auf, um den Kutscher anzurufen — — noch ein Moment und krachend schlug der Wagen um. Unmittelbar darauf prallten die Pferde, die ihn noch weiter fortschleppen wollten, an eine Mauer an, wo sie zu Boden sanken.

Arthur, von einem schrecklichen Schmerz im linken Arm erfaßt, war im Nu, ohne noch die Bedeutung der Verletzung abschätzen zu können, aus dem Wagen herausgesprungen. Unfähig, Leonie, die keinen Laut von sich gab, herauszuheben, da er den Kutscher fluchend und wimmernd unweit am Boden liegen sah, ersuchte er einige Herren, die der Zufall auf den Schauplatz des Unglücks geführt hatte, um Hilfe. Sie wurde ihm auf das Bereitwilligste gewährt.

Leonie war bewußtlos. Man konnte vorerst noch nicht wissen, ob sie blos die flüchtigen Folgen einer ungeheuren Erschütterung trage, oder eine bedeutende Verletzung erlitten habe. Vorerst sah man nur an der Wange, unweit vom Auge, Blut aus einem kleinen Ritze fließen, der von dem Glassplitter einer zerschmetterten Wagenscheibe herzurühren schien.

Es war ein trostloser Anblick für Arthur, der sich selbst nur mit äußerster Mühe aufrecht hielt. Sein Arm begann schon nahe am Ellbogen aufzuschwellen ein Knochenbruch war nicht mehr zweifelhaft.

Indeß war, sehr bald, ein anderer Wagen zur Stelle. Aber wohin mit Leonie? Konnte er sie allein, halbtodt, nach Hause schaffen lassen, zu dem Gatten,

welcher sie noch vor einigen Stunden auf ihr Zimmer hatte gehen sehn? Wohin mit ihr, die auf das Dringendste Hilfe bedurfte?

Arthur wußte es nicht, er stand rathlos da, als Leonie schon im Wagen lag und der Fiaker mehrmals nach dem Bestimmungsorte gefragt hatte.

„Vor Allem — stotterte er endlich — „einen Wundarzt! Ich selbst — ich selbst bin auch schwer verwundet — mir dreht sich der Kopf" — er taumelte, mit der Hand über die Augen fahrend.

Der Fiaker mußte ihn stützen.

Nach einer Weile sagte er, gleichsam wieder erwacht, mit festerer Stimme, welche eine ihm schwer fallende Entschließung verrieth: „Fahr' Carlsstraße Nr. 83."

Es war die Adresse seiner eignen Wohnung. Seiner Wohnung, welche er tief unglücklich verlassen hatte, um bald darauf zu erkennen, daß jenes Unglück gegen die Lage, in welcher er jetzt sein Zimmer betreten mußte, ein Bagatelle gewesen . . . .

Leonie hatte eine nicht unbedeutende Gehirnerschütterung erlitten und zugleich den Fuß gebrochen . . . . . .

Alles in Allem genommen, hatte das Schicksal wieder einmal einen seiner schrecklichsten Schläge wie mit raffinirter Bosheit geführt. Kein Feind, kein Verräther auf Erden hätte es vermocht, den beiden Liebenden noch in dieser Nacht einen so vernichtenden Schlag beizubringen.

Siebentes Kapitel.

Handelt von gekränktem Ehrgeiz und gekränkter Ehre.

Doctor Schmey hatte seine besorgnißerregende Krise inzwischen glücklich überstanden. Er war mit Sack und Pack in's Lager des Fürsten von Kronenburg übergegangen und dort in Gnaden aufgenommen worden. Dieser Akt der Ueberläuferei hatte ihm keinesfalls mehr die schweren Seelenkämpfe gekostet, die er einst in Kraßnitz vor seiner Einigung mit Thieboldsegg empfunden. Es gab in ihm keine Principien mehr, welche zum Schweigen gebracht werden mußten; Vermehrung und Erhaltung des persönlichen Ansehens und Wohlergehens war nun die einzige Devise, zu welcher er schwur. Von politischen Idealen war er völlig abgekommen.

An demselben Tage, an welchem die Nachricht von der Inruhestandversetzung des Grafen von Thieboldsegg veröffentlicht wurde, war Schmey mit dem Fürsten in Enzdorf über den neuen Handel in's Reine gekommen. Er las das lakonische Handbillet, welches den Sturz und die Ungnade seines frühern Gönners in durchsichtiger Umschreibung meldete, wenn nicht mit Gleichgültigkeit, doch mit leerem Bedauern. Wie schmerzvoll würde er aufgeseufzt haben, wenn ihn Fürst Kronenburg noch in längerer Ungewißheit gelassen hätte! Wie jetzt die Sachen lagen, betrachtete er plötzlich die liberalen Eigenschaften des Grafen mit sehr ernüchterten Augen, dagegen machte er die Entdeckung, daß das abstoßende Exterieur des Fürsten nur trügerischer Schein sei und dieser die Bewunderung und Hochachtung aller Wohldenkenden lebhaft verdiene. Schmey's Sympathie, wie seine Treue, war zu seinem neuen Schutzherrn mit übergegangeu.

Mit dieser Umgestaltung der Dinge war aber auch die Gefahr, welche die Aktienunternehmung Arnold Stropp's bedroht hatte, völlig verschwunden. Die Entrüstung des Fürsten hatte nur dem verhaßten Grafen, keineswegs dem Spekulanten gegolten. Was kümmerte

eigentlich den Fürsten die ganze Welt der Krämer, Industriellen und Geldmenschen? Arnold Stropp's religiöser Eifer, seine philanthropischen Bemühungen um die Armen von Enzdorf waren nicht ungnädig bemerkt worden, er war auf dem Wege, mit Hülfe anderer, neuer, recht unsauberer Verbindungen seine Zwecke beim Fürsten zu erreichen. Er spekulirte, wie es hieß, in schwindelhafter Weise. Aber wohin sollte die Verachtung des Fürsten fallen? Auf die Erbärmlichkeit und die Selbstsucht des Einzelnen? Vielmehr auf die Zeit, welche Preise nur Nichtswürdigen aussetzt und selbst legitime Interessen nur auf verbotenem Wege befriedigen hilft.

Schmey war auf seine Weise glücklich und mit sich selbst ganz zufrieden, wenn er seinen Lebenslauf mit philosophischem Blicke betrachtete. Wäre er der demokratischen Fahne treu geblieben, säße er vielleicht, wie Hunderte seines Standes und Faches, in irgend einem unbekannten Winkel der Erde brodlos gekauert, oder wäre ganz verkommen. Seiner ersten Ueberläuferei hatte er Stellung, Reichthum, eine reiche Frau und ein paar Orden zu verdanken, und jetzt, da er sich abermals in einen neuen politischen Sattel ge-

schwungen, hatte er den ganzen Rest von Ehren in Aussicht, welche die Gewalt der Servilität zu verleihen hat. Durch den neuesten Protektorswechsel war sein Organ in demselben Verhältniß gestiegen, in welchem der Einfluß des Fürsten über jenem des Grafen stand. Was hatte er da zu bedauern?

Während Graf Thieboldsegg über die Vergänglichkeit irdischer Größe und Herrlichkeit mit hängendem Haupte und verbittertem Herzen nachzudenken hatte und den herben Kelch der Kränkungen bis auf die Neige leeren sollte, warf das Glück seine sonnigsten Strahlen in Schmey's Redaktionsbureau. Er hatte — gestern — den vierten Orden erhalten, und dies war ein Signal für alle seine Clienten gewesen, ihm ihre Aufwartung zu machen und die gefühltesten Gratulationen darzubringen. Da stand er, wie ein kleiner mexikanischer Gott, jeder Zoll ein Staatsmann — jede Ader von Dünkel aufgebläht, die Haltung von Würde starrend, von Vornehmheit und Adel völlig durchdrungen!

Nun — es war gegen Zwölf — hatte er die Gäste verabschiedet und wandelte festen, elastischen Schrittes auf und nieder im Redaktionszimmer. Wie

seine Blicke rechts und links herumschossen, da leuchtete das Bewußtsein in ihm auf: hier laufen alle Fäden zusammen, die die Menschheit und ihre Interessen umfangen! Ich stehe, ein andrer Coloß von Rhodus, mit dem einen Fuße im Orient, mit dem andern im Occident, mein Blick durchsieht alle Wolken und weiß, welche Gewitter sie kochen, ja in meinen Händen liegen die furchtbarsten Donnerkeile, es liegt nur an mir, wohin ich sie schleudere! Vor mir giebt es keine Geheimnisse. Nichts vermag mich zu überraschen. Ich habe alle menschlichen Angelegenheiten durchschaut und weiß, daß alle Menschen bestechlich, alle Ideen Schwindel und das Metall der Herr der Welt ist. O, ich kenne die Welt und ich beherrsche sie, weil ich sie kenne."

„Apropos, lieber Gauthinger!" begann Schmey zu dem vor ihm sitzenden beleibten Journalisten, „haben Sie an den Artikel gedacht, den ich Ihnen gestern in seinen Grundzügen hinwarf?"

„Allerdings", sagte Gauthinger, „er ist sogar schon fertig." Und er begann unter allerlei Papieren zu kramen.

„Der Artikel ist wichtig, Gauthinger", begann

Schmey, „er soll eigentlich mehr sein, als ein Artikel — ein Programm! Es gilt, die Geister auf große Reformen vorbereiten, die im Zuge sind. Doch — man darf über dem Großen das Kleine nicht vergessen. Hören Sie, Kleinzug“ — der Angeredete erhob sich devot — „das ist was für Sie! Es greift in der Bevölkerung ein Mißtrauen gegen das großartige, so unentbehrlich wichtige Institut der Gensd'armerie Raum. Es gilt, hierin was zu thun. Diese in Oestreich neue Schöpfung hat noch nicht die Sympathie und Popularität, welche ihr zukommt. Das erzielt man freilich weniger durch Artikel, als durch Notizen, Bildchen aus dem Leben! Lassen Sie ein paar interessante und culturhistorisch bezeichnende Notizen los, welche das segensreiche Wirken dieses Körpers schildern. Legen Sie wirklich Vorgekommenes unter, oder erfinden Sie mit dichterischer Freiheit. Ein begabter Dichter schreibt in diesem Augenblick Gensd'armerielieder — Ihre Aufgabe sei eine leichtere. Bringen Sie von Zeit zu Zeit charakteristische Anekdötchen u. s. w.“ —

„Ich will versuchen, ob mir dergleichen gelingt“, murmelte Kleinzug und vergrub augenblicks das

Haupt, das einen sinnenden Ausdruck angenommen, in seine Hände.

Schmey hatte indeß Gauthinger's Artikel in die Hand genommen und sich graziös auf das Kanapee geworfen. Den Zwicker auf dem Nasenrücken aufstellend, begann er lesend: „„Die Freiheit in der Kirche.““

„Die Aufschrift ist gut!“ rief er wohlgelaunt. „Irre ich nicht, so habe ich sie Ihnen selbst angegeben, Gauthinger. Freiheit in allen Dingen! Freiheit auch dem Katholicismus! Sie haben sich wohl unsere Conversation von neulich gemerkt und demgemäß gearbeitet? Nun, wir wollen sehen! Ich hoffe, Sie haben nicht allzuviel vom Ihrigen hinzugethan, das würde nur schaden, es würde die Wirkung abschwächen.“

Er las und murmelte: „Das Debüt ist klar, prägnant, concis! Gauthinger, es macht sich! Sie haben ein gutes Gedächtniß und verstehen die Verarbeitung Ihnen zugetheilter Gedanken! Wenn ich hier einen Ausdruck gemildert, hier einen Satz schärfer pointirt wünsche, so sind das Nebensachen . . . Gut, gut! Das ist Logik, das ist Schärfe und Festigkeit der dialektischen Ableitungen! Meine Schlüsse haben wirklich die feste Verkettung und Vernietung eines Panzer-

schiffes! . . Ich habe nur hier und dort eine kleine Aenderung zu machen —"

Er ergriff eine Feder und eilte an den Schreibtisch.

Nach einer halben Stunde war das Werk der Retouchirung beendet. Aber auch Kleinzug, der starke Zeichen geistiger Anstrengung von sich gegeben, hatte den von ihm verlangten Artikel geboren.

„Es hat da" — begann er — „wie ich gestern las, in der Provinz, in Böhmen, der Blitz in einen Kirchthurm geschlagen... Ich habe, an dieses einfache Faktum anknüpfend, eine Notiz in Ihrem Sinne geschaffen" . . . .

„Lassen Sie sehen!" rief Schmey, „oder noch besser, lesen Sie vor, Kleinzug!"

Kleinzug begann:

„In der Nacht vom 7. auf den 8. Oktober entlud sich über die Gegend von Planitz und Elischau ein furchtbares Gewitter, der Wind trug mehrere Dächer ab und die Blitze folgten Schlag auf Schlag. Nun besteht unter dem dortigen Landvolk der unausrottbare Wahn, daß man durch „Ausläuten" jedes im Anzuge befindliche Gewitter forttreiben könne. Während nun hie und da ein Fenster niederstürzte, die Schloßen

niederrasselten, wandten sich die Leute an den Glöckner, er möge läuten. Bald wurde mit allen Glocken geläutet. Zufällig befand sich der Gensd'armeriekorporal L . . . im Orte. Er riß die Thurmthür mit Gewalt auf, erschien in größter Hast, da ihm Gefahr im Verzug schien, unter den Glockenstürmern und es gelang seiner bekannten Energie, die bethörten Leute zu beschwichtigen, daß sie die gefährliche Stelle gleich verließen. Kaum waren die Erschrockenen daheim, als der Blitz in den Thurm einschlug! Wären die Leute dem wohlgemeinten Rath nicht gefolgt, sie wären gelähmt, getödtet! Die Schrauben an der Glocke waren geschmolzen, der Altar beschädigt, zwei Polster verbrannt."

„Passirt", sagte Schmey, „doch ist es mir nicht recht, daß in dieser Notiz der Gensd'armeriekorporal gewissermaßen in Collision geräth mit dem religiösen Bewußtsein. Doch da ist zu helfen — lassen Sie den „trefflichen und einsichtsvollen" Pfarrer, früher vom Läuten abrathen! „Dessenungeachtet" stürzen die Leute in die Glockenstube. Das Weitere kann bleiben" . . . .

Kleinzug verbeugte sich.

„Apropos", meinte der kleine Sittig, der seit einiger Zeit auch zu den kleinen Hausgeistern des Donau-

reichs gehörte, sich Schmey nähernd, „ich wollte längst schon eine Anfrage stellen. Das Buch von Grauwak macht allenthalben in Deutschland Sensation. Jeden Tag ist davon die Rede. Sollten wir es nicht auch zur Besprechung bringen?"

„Je n'en vois pas la necessité!" erwiderte Schmey hochmüthiger. „Solche Leute müssen todtgeschwiegen werden. Lenken Sie vielmehr von dem Tageserfolg dieses Buches zweckmäßig ab. Da ist im „Ausland" ein langer, recht interessanter Artikel über einen in Holland gestrandeten Wallfisch. Diesen wünsch' ich aufzunehmen. Er wird durch mehrere Nummern laufen — dazwischen die gewöhnlichen Wochenplaudereien, der Musikbericht und das überlästige Werk Grauwak's ist mit graziösem Stillschweigen übergangen."

Das letzte Wort war kaum über Schmey's Lippen gegangen, als sich seine Mienen plötzlich verfinsterten, wie wenn ein unangenehmer Gedankenzug an seinem Geiste vorübergegangen.

„Noch etwas, Gauthinger", sprach er nach kurzem Nachdenken, „folgen Sie mir in mein Arbeitscabinet!"

Auf elastischen Füßen lief er davon, während ihm der corpulente Unterredakteur keuchend nacheilte.

„Gauthinger“, sagte der Doctor, als beide im Sanktuarium angekommen waren, „es giebt heute für mich noch eine schwere Nuß zu knacken. Die Journale werden sämmtlich dem abgetretenen Grafen Thieboldsegg einen Nachruf widmen, wie dies am Ende bei einem so bedeutenden Staatsmann ganz in der Ordnung ist. Man wird sich, je nach der Parteifarbe, bei dieser Gelegenheit in allen Conjekturen ergehen, man wird gute und böse Ahnungen an diesen Fall knüpfen. Unser Blatt kann nicht das einzige sein, welches absolut schweigt.“

„Allerdings“, meinte Gauthinger, „wir können nicht schweigen, es ist aber ein recht kitzliches Ding —“

„Das ist es“, rief Schmey lebhaft zustimmend, „ein recht kitzliches Ding! Meine frühere Stellung zum Grafen und meine jetzige zum Fürsten gerathen dabei in eine haarsträubende Collision. Sie werden begreifen“, fuhr er mit unendlicher Wichtigthuerei fort, „daß ich schon deßhalb in Enzdorf nachgefragt habe.“ —

„Das war das Klügste, was Sie thun konnten“, rief Gauthinger mit forcirter Lebhaftigkeit. „Ihre Vorsicht berücksichtigt Alles. Ihrer feinen diplomatischen

Feder kann freilich so etwas keine besondern Schwierigkeiten machen, immerhin aber" —

„Selbstüberschätzung ist mein Fehler nicht!" warf der Redakteur, vom Wohlklange dieser schmeichlerischen Worte angenehm gekitzelt, schmunzelnd hin.

Gauthinger, ein grundgescheidter, aber mit allen Wässern geriebener Mensch, ließ sich nie eine Gelegenheit entgehen, seinem Chef zu flattiren, und dessen täglich zunehmender Eitelkeit den Hof zu machen. Dadurch wuchs sein Einfluß und Schmey wurde trotz seines Selbstgefühls und bei aller Absicht, Alleinherrscher seines Journals zu sein, in allen möglichen Dingen von ihm gegängelt. Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß Gauthinger auch in Stropp's Sold stand, wie er denn Geld aus keiner Hand verschmähte.

„Leider", fuhr der Redakteur, sich in der Sophaecke unruhig wiegend, fort, „ist die Antwort, welche ich aus Enzdorf erhalten, so vieldeutig, wie ein delphisches Orakel. Ich stehe eben so schwankend da, wie vorher. Man überläßt Alles meinem Takte. Was soll das heißen? Lieber wäre mir ein klarer Befehl gewesen."

„Diese Antwort", meinte Gauthinger, „sagt aber auch so viel, daß man der Sache keine besondere

Wichtigkeit beilegt und Ihnen das unbedingte Zutrauen schenkt, daß Sie sich der Aufgabe, den Verhältnissen angemessen zu entledigen verstehen werden."

„Wohl, wohl", sagte Schmey mit saurem Mienenspiel, „die Sache aber bleibt doch eine kitzliche. Der Fürst haßt den Grafen, ich weiß es, er haßt ihn bitter, er hat ihn gestürzt. Was wollen Sie? Der schwache Sterbliche hört nicht ungern den gefallenen Feind lästern. Ich habe heute Morgen während des Frühstücks ein paar Zeilen hingeworfen und will sie Ihnen vorlesen. Ich schicke nur voraus, daß ich mit meinem Artikel — er ist übrigens ganz kurz — ganz und gar unzufrieden bin."

Er zog ein Blatt aus der Brusttasche, während Gauthinger erwiderte: „Ich unterschreibe Alles, was Sie sagen, im Voraus. In der zarten Behandlung solcher complicirter Verhältnisse haben Sie mit Recht den Ruf eines Meisters."

„Fürchte sehr, daß ich ihn nicht diesmal auf's Spiel setze", versetzte der Chef, „doch hören Sie —" Er begann zu lesen:

„Einer der hervorragendsten Staatsmänner ist von dem Felde seiner Thätigkeit geschieden. Man sagt, es

gebe auf dieser Welt keine unersetzlichen Männer, dennoch darf man aber behaupten, daß der Verlust eines Geistes, wie Graf Thieboldsegg, zu jeder andern Zeit die fühlbarste, ja eine unersetzliche Lücke zurücklassen würde. Nur heute, nur eben jetzt, da an der Spitze unserer Staatsgeschäfte ein seltener Verein anerkannter Capacitäten, wahrhaft genialer Männer steht, erträgt sich ein solcher Verlust. Es mag sein, daß jene Stimmen Recht haben, welche meinen, der Graf sei mehr für eine bereits in sich beruhigte, auf unerschütterlichen Grundlagen befestigte, die edelsten Güter der Bildung und Gesittung ruhig weiterbildenden Periode geschaffen, als für eine Zeit, welche, wie die unserige, diese Grundlagen erst, wie die einer mächtigen Seefestung, mitten in dem Toben aufbrandender Wogen aufbauen muß. Die staatsmännische Wirksamkeit des Grafen greift weit in die hinter unsern Sturmjahren liegende Epoche zurück und seine Persönlichkeit entsprach dieser conservativen, den Weltfrieden ängstlich hütenden Periode. Von diesem Gesichtspunkte aus angesehen, ließe es sich freilich begreifen, daß die hohen Talente des Grafen ihre volle Verwerthung nicht im verjüngten Oestreich zu finden vermochten, welches im Innern mit

energischer Kraft den Riesenbau seiner Reformen durchsetzt, und nach Außen hin, gesonnen, vor seinen Feinden keinen Zoll breit zu weichen, in achtunggebietender Frontstellung steht. Der energische, aus dieser Welt zu früh geschiedene Geist des verewigten Fürsten von Schwarzenberg lebt noch wie ein anfeuernder Genius, ein unsichtbarer Paraclet, in der Mitte unseres Cabinets weiter, er leitet, so zu sagen, aus dem Grabe noch unsere auswärtige Politik. Diese Politik steht freilich im grellsten Gegensatz zu den quietistischen Doctrinen aus Metternich's Schule und vermag dem Denkenden und Tieferblickenden die Collisionsfälle zwischen der vormärzlichen und der modernen Zeit mit frappantester Anschaulichkeit zu offenbaren. Wie wir vernehmen, gedenkt der edle Graf nach Venedig zu übersiedeln, und wir wünschen von ganzem Herzen, daß die milde, weiche Seeluft der unvergleichlichen Dogenstadt auf seine in letzter Zeit in Folge von Geschäftsüberbürdung angegriffene Gesundheit ihre wohlthätigen Wirkungen in vollstem Maaße ausüben möge."

„Vortrefflich, Herr Doctor, vortrefflich!" rief Gauthinger, mit beiden Händen Beifall klatschend. „Ausgezeichnet! In Ihrem Aufsatz steckt etwas, was nur

Jener ganz würdigen kann, der die ganze Sachlage klar überschaut. Es liegt sogar etwas Poetisches darin, diese Seefestung, dieser Paraclet und zum Schluß die unvergleichliche Dogenstadt machen sich sehr gut. Da bedenken Sie sich noch? Fort damit in die Druckerei!"

„Sie meinen?" fragte Schmey befriedigt. „Nun es sei, aber auf Ihre Verantwortung!"

„Recht gern!" rief Gauthinger, zu seiner Arbeit zurückkehrend.

Kaum hatte der Redakteur seinen Artikel in die Druckerei gesandt, als ein Besuch gemeldet wurde und eine Erscheinung eintrat, die, seitdem Schmey seine Verbindung mit Enzdorf angeknüpft hatte, sich öfters im Redaktionsbureau blicken ließ.

Es war der unsern Lesern wohlbekannte, elegante Lümmel Burda.

Schmey war nie im Zweifel darüber, daß er sowohl dem Eindrucke dieser Persönlichkeit, als den Gerüchten über ihre Antecedentien nach, ein mauvais sujet der bösartigsten Gattung vor sich habe. Da aber dieser Mensch eine Stellung einnahm, in welcher er nützlich und auch ganz besonders schädlich werden konnte, hatte er sich doch immer einer guten Aufnahme

zu erfreuen. Das ahnte aber Schmey, so hoch er Burda's Einfluß schätzte, doch nicht, daß dieser eigentlich das giftige Geschoß war, welches den Grafen auf seiner Höhe meuchlerisch erreicht und niedergestreckt habe. Ebensowenig ahnte Schmey, daß er einen Menschen vor sich habe, der — neben Kronenburg der Einzige — den wahren Grund von Thieboldsegg's Absetzung kannte. Die Kenntniß des geheimen Hergangs würde Schmey's Respekt vor Burda auf erstaunliche Weise vermehrt, freilich aber auch ihm diesen erst im wahren Lichte gezeigt haben. Er hätte auch gleich gemerkt, wie gefährlich es sei, sich dieses Menschen zu bedienen, und daß es von Allem das Beste bleibe, nie die Bekanntschaft eines Subjekts dieser Sorte gemacht zu haben.

„Willkommen, lieber Burda!“ rief der Redakteur dem Eintretenden entgegen, zwar ungemein freundlich, doch in der Manier eines größern Herrn vor einem untergeordneten. „Bringen Sie Botschaften von Sr. Durchlaucht?“

„Nein, Herr Doctor“, gab Burda zur Antwort. „Ich komme heute in einer Privatsache. Haben Sie ein Viertelstündchen Zeit?“

„Ich habe sehr viel zu thun“, murmelte Schmey, „jedoch für Sie will ich mir gern Zeit machen. — Eine Cigarre, lieber Burda? Ich weiß, Sie schlagen meine Cigarren nie aus. So, da ist Feuer. Und nun, womit kann ich dienen?“

In diesem Augenblicke machte Schmey die Bemerkung, daß Burda, der sein rechtes Auge fortwährend gerieben hatte, dies nur darum that, um es so lange als möglich nicht sehen lassen zu müssen. Er schien auch überhaupt sehr übel gelaunt.

„Es handelt sich um Ihren Freund, Herrn Stropp“, sagte Burda, „Ihren Freund Arnold Stropp, dem ich in letzter Zeit die größten und ich darf sagen einträglichsten Freundschaftsdienste geleistet habe. Ich hätte nie geglaubt, daß er im Stande sei, mich zu beleidigen, statt mir zu danken.“

„Das muß auf einem Irrthum beruhen“, erwiderte Schmey überrascht, „denn ich kenne die Gesinnungen, welche Stropp gegen Sie hat. Doch, bon Dieu, was fehlt Ihnen am rechten Auge?“

„Jetzt ist es gottlob vorüber“, sagte Burda, offenbar unangenehm berührt, machte aber gute Miene zum bösen Spiele und zeigte offen zwei lange und breite

Narben, die sehr frisch waren und sich kreuzten. „Vor etwa vierzehn Tagen ist mir das Malheur passirt.“

„Wie denn, zum Gucku?“ rief Schmey neugierig.

„Was kommt nicht heutzutage Alles vor!“ versetzte Burda mit einem Seufzer. „Man hat ein kleines Attentat an mir verübt — natürlich ein roher, ganz ungebildeter Mensch, ein Subjekt, das die schlechteste Vergangenheit hat.“

„Das rührt offenbar von einer Hiebwaffe her!“ sagte Schmey, unter welchem galanten Namen er einen derben Stock verstand.

„Der Kerl ist bereits eingesteckt“, fuhr Burda fort, die Erörterung über die Hiebwaffe vermeidend, da es doch für einen so eleganten Gentleman beschämend war, eine Tracht Prügel einzugestehen. „Leider sind unsere Gesetze zu mild — drei Wochen Arrest — ist das eine Strafe? Ich habe länger damit zu thun. Doch“, fügte er mit massiver Wuth hinzu, „sobald er herauskommt, will ich ihm noch eine Nachtragszahlung machen, daß ihn der Teufel holen soll!“

„Was gab's denn für einen Anlaß?“ fragte der Doctor.

„Anlaß!“ rief Burda höhnisch. „Was für einen Anlaß braucht so ein Kerl, ein Deserteur, ein ehemaliger Honved, ein wegen Unterschlagungen davongejagter Condukteur — ein Lump, der längst in Munkacz oder Olmütz sitzen sollte? Der Kerl hat sich als Bereiter in die Dienste des Fürsten eingeschlichen, wo er natürlich nur so lange bleiben konnte, bis seine Schlechtigkeiten herausgekommen waren. Vor etwa vierzehn Tagen wurde ihm der Laufpaß gegeben. Da schreit der Kerl über Unrecht, giebt mir die Schuld, ihn vom Brode gebracht zu haben, und überfällt mich am selben Abend, wo er des Dienstes entlassen ist, im Park. In einer so rohen Zeit, wie die unserige, wo selbst die größten Potentaten vor persönlichen Angriffen nicht sicher sind, ist's gar keine Schande, einzugestehen, daß mich der Kerl mit seinem Knüttel todtgeschlagen hätte, wenn mich nicht der fürstliche Kutscher befreit hätte.“

„Welche Brutalität!“ rief Schmey, nicht ohne wahre Entrüstung, da er vorerst den Sachverhalt so annehmen mußte, wie ihn Burda angab. Sein Mitleid würde sich schwerlich geregt haben, wenn er gewußt hätte, daß Burda den Attentäter, der, wie man

leicht erräth, Stephan Neboi war, durch seine Verfolgung zur Verzweiflung gebracht habe.

„Doch", fuhr Burda, sich tröstend, fort, „das Auge wird wieder gesund werden und an der Ehre kann ein solcher Kerl einem Manne wie mir nichts nehmen! Dagegen — um zur Hauptsache wieder überzugehen — schmerzt es mich tief, daß mir Herr Stropp eine schwere Beleidigung angethan hat. Bei solchen angesehenen und feinen Leuten nimmt man mit Recht auch das scheinbar Geringfügige übel, denn solche Herren bemessen ihre Schritte! Hören Sie nur. Ich ersuchte Stropp vor einigen Tagen brieflich, mir auf meine Rechnung gute Staatspapiere im Betrage von fünftausend Gulden zu kaufen, da ich selbst in Börsensachen ein Kind bin. Gewiß, verehrtester Herr Doctor, eine wohlfeile Bitte, da ich das Geschäft auf eigene Rechnung verlangte. Was thut Herr Stropp, dem ich beim Fürsten Dienste geleistet, dem ich Lieferungen verschafft habe, bei welchen man reich werden kann, wenn man es nur ein Bischen pfiffig anzupacken versteht? Er schickt mir gestern, unter Couvert, ohne ein weiteres Wort eine Eintausendguldenbanknote."

„Sonderbar", murmelte Schmey, der die wohlfeile Bitte Burda's richtig zu schätzen wußte.

„Ist das nicht eine Ehrenkränkung?" fuhr Burda mit großem Pathos fort. „Gewiß, in jeder Hinsicht! Wenn er meine Bestellung nicht effektuirt, so heißt das so viel, als daß er mir fünftausend Gulden nicht creditirt. Aber weit schlimmer. Er hält meine Bitte für einen Vorwand, für eine verdeckte Gegenforderung für geleistete Dienste — meinen Brief für einen Bettelbrief, ja, das ist das rechte Wort! Und diesen Bettelbrief hält er für so unverschämt hochgeschraubt, daß er mir darauf hin ein Fünftheil überschickt . . . Ha, da müßte man ja keinen Funken von Ehre im Leibe haben — wahrhaftig!"

„Sie haben wohl das Geld gleich wieder zurückgesendet?" fragte Schmey.

„Noch nicht", erwiderte Burda, etwas kleinlauter. „Ich will noch abwarten, wie sich die Sache aufklärt. Ich will lieber Unrecht leiden, als durch selbstverschuldete Uebereilung Unrecht thun, das ist mein Princip! Und deshalb bin ich zu Ihnen gekommen, um Sie zu bitten, mit Herrn Stropp darüber Rücksprache zu neh-

men. Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie die Differenz gütlich ausgleichen —"

„Recht gern, Herr Burda", gab Schmey zur Antwort.

„Es thäte mir sonst leid —" sprach der schamlose Erpresser weiter, „denn ich habe Herrn Stropp auf den ersten Blick liebgewonnen. Trachten Sie die Sache zu aplaniren, indem Sie ihm vorstellen, welche Vortheile ich ihm noch zuzuwenden im Stande bin. Sollte er aber wirklich die Ehrenkränkung auf mir sitzen lassen, so erklären Sie ihm nur, daß auch ich künftighin andere Saiten aufziehen werde. Ich bin von Herzen gern gefällig — aber an der Nase herumführen lasse ich mich nicht!"

Schmey begleitete mit den friedlichsten Zusagen den unsaubern Gast an die Thüre und nahm den Vorfall als weitern Beitrag zu Burda's Charakteristik nicht ohne bedenkliches Kopfschütteln hin.

Achtes Kapitel.

Wendet sich wieder unserem Liebespaare zu.

Graf Thieboldsegg hatte seit seiner Entzweiung mit dem Fürsten Kronenburg den Anzug irgend einer Rache erwartet, doch aber nicht geglaubt, daß diese so rasch und so vollständig erfolgen werde. Er war höchstens darauf gefaßt gewesen, daß seine ehrgeizigen Bestrebungen, wenn er bei ihnen die hülfreiche Hand des Fürsten benöthigte, auf Hindernisse stoßen und schlimmsten Falls zurückgeworfen werden würden. Er hätte es für völlig unmöglich gehalten, daß er mit einer förmlichen Amtsentsetzung gezüchtigt und in's Privatleben zurückgewiesen werden könne. Denn hatte er auch einen großen und mächtigen Feind, so rechnete er doch darauf, daß er auch Freunde besitze und die Verdienste seiner viertelhundertjährigen Thätigkeit im

Staatsdienste verdiente Berücksichtigung finden müssen. Die Enttäuschung war schrecklich, betäubend. An Arbeit gewöhnt, im vollen Besitz seiner Geisteskräfte, mit seinem Berufe wie zusammengewachsen, fühlte er sich, als ihn das unvorhergesehene Schicksal traf, im buchstäblichen Sinne wie zu Boden geschmettert. Sein Zustand war nur dem eines Menschen zu vergleichen, der sich gesund zu Bette gelegt hat und an allen Gliedern für immer gelähmt erwacht.

Aber auch der Gelähmte muß sich endlich in seine Leiden finden. So sah auch der Graf, nachdem die erste und schlimmste Zeit vorübergegangen war, bald ein, daß ihm nichts übrig bliebe, als sich mit dem Unabwendbaren zu befreunden und in das uralte Lied vom Undank der Höfe einzustimmen.

Thieboldsegg hatte eine Audienz nehmen müssen, um sich für seine „Versetzung in den wohlverdienten Ruhestand" zu bedanken. O Ironie — bedanken! Er, der stolze Aristokrat, fühlte in seiner hohen Sphäre in diesem Momente dasselbe, was der gemeine Soldat fühlen mag, wenn er auf gut östreichisch nach überstandener Züchtigung die Bank wegtragen und dem Hauptmann das „dank' gehorsamst für gnädige Straf'"

sagen muß. Der Graf war ohnehin krank, als er sich zu dem schrecklichen Gange aufmachte; als er von der feierlich nichtssagenden Ceremonie zurückkam, wo ihm kein Tropfen Arznei auf die schmerzende Wunde geträufelt worden war, fühlte er sich plötzlich um zehn Jahre älter. Er sah sich noch einmal den Burghof an, wie etwas, wovon man für immer Abschied nimmt, seufzte tief und fühlte mit einem Male ein mit Scheu gemischtes Grausen vor diesen Räumen. Der darin waltende Geist, der, von den Individuen unabhängig, seit Jahrhunderten dort umgeht, ohne sich merklich zu verändern, war ihm plötzlich wie greifbar gegenüber getreten. Mußte auch ein so alter Habituè, wie der Graf, vor ihm erschrecken? . . . .

Der Geist, den ich meine, und der, von den vorübergehenden Existenzen unabhängig, sein eigenes Leben führt, ist ein gar eigenthümlicher Genosse. Er ist ein Geist, unheimlich langsam, nüchtern und vorsichtig. Keine Resolution kömmt bei ihm aus dem Stegreif, ist aber einmal eine zu Stande gekommen, so harrt er bei ihr, wenn sie auch als falsch erkannt wird, mit merkwürdiger Consequenz aus. Er ist ein Geist von starrer Noblesse und verdrießlicher Würde. Er miß-

traut allen Talenten und achtet vor allem den maschinenhaften Fleiß, vorzüglich den, der sich schreibend in Kanzleien bethätigt. In äußerlicher Andacht und Befolgung der Kirchengebräuche ist er sehr eifrig; wie auch Jahrhunderte hingehen, er bleibt des Glaubens, daß Gott die Frömmigkeit und den Eifer für die katholische Kirche mit Länderzuwachs lohnen wird. Das behaupten auch alle jene schwarzen Gestalten, die die Treppe auf- und herabgehen und sich um ihn viel zu thun machen. Von Pater Lamormain und Pater Emerich bis auf Abraham von Sancta Clara und dessen neueste Copieen — welch' eine Schaar von Zeloten! Dieser Geist liebt Gott jedenfalls mehr als die Menschen. Er verachtet es tief, populär zu sein, und selbst da, wo er auf Liebe Anspruch macht, bietet er für diese Liebe nichts Anderes, als sich selbst. Ebensowenig, wie etwa das katholische Dogma, mag er in der ihn umgebenden Welt eine Weiterbewegung, einen Fortschritt anerkennen; was ihn aber vor Allen auszeichnet, ist dies: während jeder andere herrschende Geist auf nationaler Unterlage fußt, ist er über jede nationale Basis emporgehoben. . . . . Das wäre gut, wenn nur nicht wieder die Consequenz, die er daraus

zieht, gar so bitter wäre! Doch weil er selbst über jedem Unterschied der Sprache und Abstammung steht, verlangt er wieder, daß ihm zu Liebe und ihm zu dienen Alle den Unterschied der Sprache und Abstammung aufgeben, und das giebt oft harten Widerspruch und schreckliche Kämpfe! Doch immerhin! Mögen sie toben, mögen sie rasen, ihn erreichen sie nicht! Ja, sie stören ihn nicht einmal, — er zählt ja sein Leben nach Jahrhunderten! Ob Türkenbelagerungen die Stadt bedrohen, ob protestantische Rebellen heranstürmen, ob Schwiegertöchter Königreiche als Mitgift bringen und die Stürme alles Errungene wieder in Frage stellen, er hält aus, ist nicht irre zu machen und trägt fast immer die gleichen Mienen. Joseph II. vermag nicht ihn zu verscheuchen, und nur als der corsische Eroberer in seiner Burg Nachtquartier nimmt, da wird ihm seltsam zu Muthe . . . . Pah! Das ist nur ein Moment! Ein einziger Tag wendet die Dinge! Bald ist er wieder da, unumschränkt in den alten Mauern, von ihnen unzertrennbar, und von einer Dauer, wie sie selbst . . . . .

Doch was reden wir von Burggeistern und andern märchenhaften Dingen? Wir kehren zur kalten, frostigen

Welt der Thatsachen zurück. Graf Thieboldsegg hatte sich zu Bett legen müssen und medicinirte drei Tage lang. Als er sich wieder aufrichtete, war sein erstes Wort: „Die Zeitungen!“ Man brachte sie ihm und er verschlang sie mit Heißhunger. Kein Wunder! Sie beschäftigten sich ja insgesammt in längern oder kürzern Artikeln mit seinem Abgange. Sie enthielten gewissermaßen seinen Nekrolog, welchem Grabesschweigen folgt. Schmey's zwar anständig gehaltener, dennoch aber perfider Artikel ließ ihn ganz kalt. Er kannte die Person und die Stellung des Verfassers zu gut, um von ihm die Dienste eines freien, sein Herz ergießenden Mannes verlangen zu können. Ueberraschend neu war aber dem Grafen die Entdeckung, sich von der überwiegenden Anzahl der Journale als einen mit dem herrschenden System unzufriedenen, zum Liberalismus neigenden Staatsmann feiern zu hören. Dies Lob war um so unbegrenzter, als alle Welt über die Motive seines Zurücktretens in vollständigem Dunkel war. Wußte ja der Redakteur des mit ihm so eng alliirten Donaureichs nicht mehr darüber, als der Chef des kleinsten Provinzialwinkelblattes. Zu dieser Betrachtung des Gegenstandes, welche

vom Standpunkt der öffentlichen Meinung aus günstig zu nennen war, da das herrschende System herzlich wenig überzeugte Anhänger zählte, hatte ein großes Zeitungsorgan den ersten Anstoß gegeben, welches gerade das entgegengesetzteste Princip, das kirchlich absolutistische, mit Vehemenz vertrat und von Eingeweihten als dem Fürsten Kronenburg blind ergeben angesehen wurde. Dies Blatt eiferte gegen den Grafen liberalisirende Tendenzen, gegen seinen antikirchlichen, ja voltairianischen Geist, seine Popularitätssucht und gab damit den ersten Fingerzeig, wo die Motive seines Entlassens zu suchen seien. Was das Blatt behauptete, war Alles unwahr, lächerlich unwahr, aber die Presse tappt nicht selten in dieser Weise herum. Freilich war es wahrscheinlich, daß ein Theil Derer, die über den Liberalismus des Grafen schrieben, selbst nicht an ihn glaubten; sie wollten aber die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ihre Wünsche nach andern Zuständen auszusprechen, ohne daß dabei eine Verwarnung zu riskiren war.

Kronenburg's Organ hatte mit dieser Taktik zwei Wirkungen zur Folge, eine nach Oben, welche es wünschte und wahrscheinlich erreichte, eine nach Unten,

welche es nicht beabsichtigte. Es wollte den Grafen in den hohen maaßgebenden Kreisen denunciren und ihn als Demokraten und Ungläubigen hinstellen, um jede Rückberufung unmöglich zu machen und den Todten gleichsam in einen doppelten Sarg zu betten. Der Graf, der die Luftströmungen in den hohen Regionen kannte, verstand die machiavellistische Absicht gar wohl.

Die zweite Wirkung, welche aber nicht beabsichtigt worden war, äußerte sich, nachdem alle Zeitungen über das Thema Chorus gemacht hatten, in verschiedenen Richtungen nach Unten. Die Leute lasen zu ihrem höchsten Erstaunen, daß sie in jenem Staatsmann, den sie für einen, wie alle Uebrigen gehalten, einen Volksfreund verloren. Trauer, daß er gegangen sei, und Freude, daß es auch in den Regierungskreisen noch solche Männer gebe, kämpften mit einander. Wie hatte man Thieboldsegg so sehr verkannt! Man schrieb sich den Namen des aristokratischen Dulders für die Volkssache in's Gedächtniß, und es lag nunmehr nur an der ferneren Haltung des Grafen und an den Zeitumständen, ihn als einen Mann der Zukunft und einen Repräsentanten einer besseren Aera emporzubringen. Der Graf übersah die vortheilhafte Seite, die

die Auffassung seines Sturzes hatte, nicht, aber der eingefleischte Hofmann in ihm hätte in diesem Augenblicke dieser Rolle seine frühere Stelle und ein bischen Volkshaß weit vorgezogen . . . . .

So viel über die Entlassung des Grafen und den Eindruck, den sie auf's Publikum machte. Es ist nun an der Zeit, daß wir uns wieder nach Cornelia und Bruno umsehen, die uns in der großen Menge der bei dieser Erzählung betheiligten Personen eine Weile aus den Augen gerückt wurden.

Wir müssen hierbei in der Zeit um einige Wochen zurückgreifen. Wir werden dabei inne werden, wie der Schlag, der den Grafen von der Höhe seiner Amtsthätigkeit herabgeschmettert, in heimlicher Stille, und ohne daß der Graf selbst es erfahren sollte, einen andern Schlag parirte, der den Vater nicht minder hart getroffen haben würde, als der Staatsmann schon getroffen war.

Bruno hatte seit dem letzten Begebniß im Thieboldsegg'schen Palais den Rest seiner Hoffnungen aufgegeben, sein Herzensanliegen auf gütlichem Wege durchzusetzen. Er sah ein, wie richtig dereinst sein Oheim den Grafen beurtheilt. Es schien unmöglich,

die Vorurtheile und den Standesstolz des Mannes zu beugen, dessen Schwiegersohn er werden wollte.

Diese Anschauung der Lage legte Bruno der Geliebten bei der nächsten Zusammenkunft offen und mit allem Ernste dar. Er erklärte ihr, daß alle Wege, die er allenfalls noch einschlagen könne und die den Zweck hätten, die väterliche Zustimmung zu erlangen, für ihn nur zu fortgesetzten Demüthigungen und für sie zur Verewigung des häuslichen Unfriedens und innern Zerwürfnisses führen würden. Es bleibe somit nichts übrig, als stumm zu resigniren, oder sich für Selbsthülfe zu entscheiden und auf eigene Faust zu handeln. Er rathe zu einer That, welche in den Augen der Welt zwar bedenklich erscheine, aber zuletzt doch der öffentlichen Freisprechung gewiß sei. Cornelia solle mit ihm fliehen, nach vollzogener Trauung werde sich Alles gütlich lösen. Der Vater sei nun einmal schon, nach guter Diplomatenweise, nur durch eine vollendete Thatsache zur Zustimmung zu zwingen.

Cornelia schrak trotz ihrer großen Liebe, die sich schon durch so viel Opfer bewahrheitet hatte, vor dem Vorschlag Bruno's zitternd zurück. Sie war ja eine so zarte, sanfte Natur, in aller Strenge erzogen, sie

liebte ihren Vater so sehr, daß ihm eine einzige Stunde des Schmerzes zu bereiten, ihr ein Verbrechen schien. Nein, das ging nicht, das war unmöglich! Da schied Bruno und Cornelia war wieder allein, allein mit ihren Gedanken, allein mit ihrer Liebe. Sie nahm die Frage wieder vor und betrachtete sie von allen Seiten. Auch Desdemona war eine gute Tochter und doch verließ sie den Vater. Cornelia schrieb wieder an Bruno, bat um Rath. Sein Entschluß, den die trostlose Sachlage selbst geschaffen hatte, war unverändert derselbe geblieben. Immer mehr verringerte sich ihr Widerstand, während gleichzeitig die Vorwürfe ihres Vaters, mit der verachtungsvollen Herabsetzung des Geliebten untermischt, mitwirkten, ihr den verwegenen Gedanken der Entführung näher zu rücken. Endlich warf sie unter Thränen ihr Schicksal in die Hand des Mannes, den sie einst gerettet. Ja, sie wollte mit ihm fliehen. Als sie einmal ihre Zustimmung gegeben, dachte sie an keinen Rücktritt mehr, ihre Bestürzung schlug in Freude, ja in Begeisterung um, wie wenn sie in tiefsten Nöthen gleichsam durch ein Zaubermittel auf den Gipfel ihrer Wünsche und ihres Erdenglückes getragen werden sollte. Mit freudigem Un=

gestüm erwartete sie den Tag, wo alle Vorbereitungen getroffen sein würden. Kaum daß sie von dem Ungewissen eines solchen immerhin gefahrvollen Unternehmens momentan nachdenklich gestimmt wurde. Ihr Herz, welches den Gegenstand seiner Liebe so oft in Lebensgefahr schweben gesehen und sogar verloren gegangen glaubte, sollte diesen nun endlich ganz und für ewig sein nennen. Die Liebe, die ihr bisher nur ein kummervolles Glück geschenkt, sollte endlich, und zwar jetzt, da es am wenigsten zu vermuthen, die Krone der Treue und Hingebung, die immer nur eine Dornenkrone auf ihrem Dulderhaupte gewesen, plötzlich in einen lachenden Kranz verwandeln. Ja, eine muthige That würde Hülfe schaffen! Sie würde für den Druck eines lange getragenen Geheimnisses, welches das Herz mit dem Schein des Verbotwidrigen geängstigt, Freude und Freiheit einlösen! Alle Bedenken über den Schritt, den sie zu thun im Begriffe stand, waren in der Exaltation süßer, ungestüm hervorbrechender Hoffnungen untergegangen und wie auch der Furchtsamste mitten im Sturme von dem lecken, halb mit Wasser gefüllten Schiffe in das kleine schwankende Boot aufjubelnd springt, auf welches er vom festen Grunde aus um keinen

Preis der Erde treten würde, so zeigte auch das liebende Mädchen Muth und Lust, in eine gefahrdrohende Situation hineinzuhüpfen und eine Fahrt zu beginnen, auf welcher sie zwar Alles wagte, doch aber auch aus den Fluthen des Mißgeschicks in den sichern Hafen gelangen konnte.

Der Fluchtplan war bereits in allen Theilen entworfen, der Tag, ja die Stunde bestimmt, alle Details verabredet — als die Dienstentlassung des Grafen dazwischenfiel und die Ausführung des Vorhabens in momentanes Stocken brachte. Der Graf war gleichzeitig erkrankt, oder doch wie Einer, bei dem der Ausbruch einer Krankheit zu gewärtigen ist. Konnte Bruno der gefühlvollen Tochter Vorwürfe machen, daß sie in diesem Augenblick ihren Vater nicht im Stich lassen wollte und sich durch die zarten Besorgnisse kindlicher Pietät anders bestimmt fühlte, besonders, da es sich nur um einen Aufschub handelte? Die Liebe zu Cornelia drängte ihn selbst, bereitwillig, ja entgegenkommend, auf eine Fristverlängerung einzugehen.

Dieser Zwischenfall sollte aber im Voraus nicht zu berechnende Folgen haben.

Bruno hatte von der Ungnade des Grafen früher

Kenntniß erhalten, als die eigene Tochter. Diese, in ihrer fast klösterlichen Absperrung, las nicht täglich die Zeitungen, sie wurden ihr nur zu oft vorenthalten. So ahnte Cornelia die wahre Ursache der Erkrankung ihres Vaters nicht und er selbst wollte oder konnte sich nicht gleich aussprechen. Erst zwei Tage später, als die erste Betäubung an ihm vorübergegangen war, trat er in ihr Zimmer und setzte sich, wie um eine Aufklärung zu geben, an ihre Seite.

Cornelia erkundigte sich ängstlich nach seinem Befinden.

„Liebes Kind“, antwortete der Graf, „das Uebel sitzt nicht im Körper. Mein Geist ist krank, mein Herz ist wie durchschnitten. Ein Nervenfieber wäre mir lieber!“

Cornelia zuckte zusammen. Sie mußte annehmen, daß sich ihr Vater die häuslichen Vorfälle so schwer und so tief zu Herzen genommen habe.

„Undank“, fuhr der Graf fort, „Intriguen und Denunziationen haben meine Laufbahn unterbrochen. Ich habe meine Entlassung erhalten —“

Cornelia, die sich zwar insofern entlastet fühlte, als sie sah, daß sie den Zustand ihres Vaters nicht verschuldet habe, nahm diese Nachricht mit peinlicher

Ueberraschung auf. Ihr war bekannt, daß ihr Vater an seinem Amte wie an seinem Leben hänge.

„Ich bin Privatmann geworden“, fuhr der Graf ohne Unterbrechung fort, „das heißt, ein Mensch, welcher recht lang schlafen und viel spazieren gehen kann, aber eigentlich nichts mehr ist. Doch glaube mir, daß mein Unglück nicht halb so groß wäre, als es ist, wenn ich in diesen unfreiwilligen Ruhestand mit dem Bewußtsein treten könnte, daß die innigen Bande, welche uns Beide verknüpften, durch die beklagenswerthen Vorfälle der letzten Zeit nicht gelockert seien!“

„Ach, Vater —“ rief Cornelia und stockte plötzlich.

„O, ich weiß Alles“, sagte der Graf rasch. „Mein Blick dringt tiefer, als Du meinst. Nein, es ist nicht Alles mehr so zwischen uns, als es war — ich fühle, daß in Deiner Haltung zu mir viel nur noch Rücksicht ist, was früher Herzensbewegung war — ach, das schmerzt —“

„Vater“, rief Cornelia mit warmem Protest, „willst Du mir die Lage noch durch solche Verkennung herber machen? Sprich, kannst Du mir Gleichgültigkeit gegen Dich zur Last legen? Ich vielmehr habe zu fürchten, daß Du Dich von mir abgewendet haben könntest, ja

ich könnte weit eher klagen, daß ich Deine ganze Liebe verloren zu haben scheine —" sie unterbrach sich und Thränen traten in ihre Augen.

„Hättest Du aber auch so Unrecht?" sprach der Graf mit einer Gelassenheit, die an Milde reichte. „Ich habe die härtesten Vorwürfe gegen Dich ausgestoßen und Dir — wie soll ich es sagen — eine Seite an mir gezeigt, die Du zuvor nie gesehen — ich wollte wahrlich, daß ich geschwiegen hätte! Von Deinem Standpunkte aus hast Du mir Unrecht gegeben und geben müssen. Meinen Angriffen hat jede in Deinen Augen gültige Begründung gefehlt, Du hast nur meine Härte empfunden, in den Ausbrüchen meines Zornes sind die zu Grunde liegenden Besorgnisse meines Vaterherzens unvernehmbar verschollen. Du hörst, daß ich mich selbst anklage, daß ich meinen Affekt bereue — ich bitte Dich um Verzeihung —"

„O Vater, Vater", rief Cornelia, seine Hand ergreifend und wiederholt an die Lippen drückend, „es wäre nie zu dieser Scene gekommen, wenn wir Beide immer so liebevoll uns vertraut und Alles mit einander besprochen hätten! Deine Versicherungen machen mich glücklich und geben mir die freudige Zuversicht, daß

Alles, was da kommen möge, unser herzliches Einvernehmen nicht erschüttern, sondern nur befestigen könne. Wer auf Erden steht mir denn so nah wie Du? Leichter fiele es Dir, mich zu verstoßen, als mir, Dich zu verlassen" . . . . .

„Ich danke Dir, mein guter Engel", sagte der Graf gerührt, indem er einen Kuß auf die Wange seiner Tochter drückte. „Verlasse Dich darauf, daß ich dieses Augenblicks ewig eingedenk sein werde! Deine Liebe ist ja die einzige Arzenei, welche ich heute für mein schwer verwundetes Gemüth habe! Die Fortdauer unseres häuslichen Glückes ist freilich von einer Bedingung abhängig, welche zu erfüllen Du mir jetzt förmlich versprechen mußt: Habe nie ein Geheimniß vor mir, betrachte mich als Deinen besten Rathgeber und Vertrauten und als Deinen wahrhaftesten Freund" —

„Ich nehme Dich beim Worte —" sagte Cornelia.

„Jetzt muß ich Dir aber noch ankündigen", sprach der Graf, „daß wir nicht länger in Wien bleiben, sondern auf lange — vielleicht auf immer — umsiedeln. Ich ertrage es nicht, auf dem Schauplatz meines ehemaligen Wirkens als Invalide auf Krücken umherzugehen. Ich habe Venedig zu unserem Aufenthalt

auserkoren — ein Tausch, bei dem Du wenigstens unendlich gewinnst. In zwei, drei Tagen — kurz, so schnell als möglich, sind wir dahin auf dem Wege!"

Dieses Gespräch, mit der staatsmännischen Katastrophe des Grafen verbunden, war gewiß geeignet, die aufgegebene Hoffnung in der Brust Cornelia's wieder zu erwecken. Sie meinte, mit Zustimmung ihres Vaters das Ziel ihrer Liebe zu erreichen, ohne je wieder an den gewaltsamen Ausweg einer Flucht und Entführung denken zu müssen.

Auch Bruno, dem sie das Vorgefallene auf's Eiligste mittheilte, konnte nicht umhin, ihr einigermaßen Recht zu geben und ihren Aussichten beizupflichten. Obwohl durch die Entfernung des Grafen aus dem Staatsdienste ein Hauptinderniß der Heirath weggefallen war, gab er sich jedoch keinem unbedingten Vertrauen hin. Für wie aufrichtig und ernst gemeint er auch die Versöhnungsscene des gestürzten Diplomaten mit seiner Tochter halten mochte, er konnte sich des Bedenkens nicht erwehren, ob sich dessen väterlich milden Worte durch Nachhaltigkeit und vollends durch die That bewähren würden. Er entschloß sich daher, ein Verhalten zu beobachten, welches die Mitte zwischen

übereiligem Vertrauen und Ueberstürzung aus Pessimismus hielt. Cornelia billigte diese Haltung vollkommen.

Bruno erklärte, daß er nach einer so schnöden Zurückweisung nie wieder das Haus ihres Vaters aus eigenem Antriebe betreten könne, und daß es jetzt lediglich an ihr sei, ihren Vater umzustimmen, von dessen Verwandlung sie sich so viel versprach. Er, für seine Person, könne nichts thun, als den Brief erwarten, der ihm melde, daß sich der Graf mit der Heirath einverstanden erklärt habe.

Cornelia versprach, gleich in den ersten Tagen in Venedig den Augenblick zu ergreifen, um mit dem Vater darüber in's Reine zu kommen. Bis dahin wollte sie täglich schreiben.

Es wurde aber zwischen Beiden auch vereinbart, daß man mit leerem Zuwarten die Zeit nicht verstreichen lassen wolle. Sobald Cornelia schreibe, daß sich die Aussichten trübten, oder gar, daß der Graf auf seiner Weigerung beharre, sollte die Geduld eine Grenze haben und die Flucht und Entführung stattfinden.

Mit den besten Hoffnungen, die Bruno nur halb und halb theilte, verließ Cornelia mit ihrem Vater die Hauptstadt Oestreichs, um sich nach dem vornehmen

und beliebten Exilort in Ungnade gefallener Aristokraten, hoffnungsloser Kronprätendenten und gestürzter Souveraine zu begeben. Bruno nahm in Wien Abschied, eilte aber dann auf der Südbahn voraus und überraschte die Geliebte noch am Fuße des Sömmering mit einem letzten Abschiedsgruße. Mit liebetrunkenem, der Zukunft ungeduldig entgegenpochendem Herzen kehrte er heim und sollte bei seiner Rückkehr die Nachricht von einem ungeahnten Unglück erhalten und persönlich in eine Welt von Unruhe und Sorgen hineingezogen werden.

Neuntes Kapitel.

Weckt und beseitigt Befürchtungen.

Es war spät Abends, als Bruno von seinem Ausfluge auf der Südbahn heimkehrte. Sein Herz war voll, er wäre am liebsten zu Arthur gegangen, um ihm von Cornelia zu erzählen; die vorgerückte Stunde und der weite Weg hielten ihn zurück. Nebstdem war der Onkel seit mehreren Tagen kränker als gewöhnlich und wollte Bruno lange nicht fortlassen.

Es mochte gegen Ein Uhr sein und Bruno lag im ersten Schlafe, als er geweckt wurde und ein Commissionair mit einem Billet eintrat. Ein: „Komm' augenblicklich zu Deinem Bruder!" von Arthur's Hand mit Bleistift geschrieben, brachte Bruno gleich auf die Füße und in seine Kleider. Ein paar Minuten später war er auf dem Weg in die Carlsstraße.

Auf der Schwelle der Wohnung kam ihm Grauwak entgegen. „Eine Unglücksnacht!" rief er mit bewegter Stimme. „Arthur hat den Arm gebrochen!" — „Ich fürchtete beinahe noch Aergeres!" sagte Bruno. — „Das kann noch nachkommen", meinte Grauwak, „doch komm' herein, komm' herein!"

Arthur lag auf seinem Sopha, noch todtenblaß und angegriffen vom Schmerz, den das Einrichten des Arms veranlaßt. Bruno trat heran. „Mein armer Bruder!" hauchte es von seinen Lippen. „Ach, mein Leiden ist geringfügig", erwiderte der Kranke, „ich werde bald geheilt sein, aber dort — dort —" er wies mit der gesunden Hand auf das Nebenzimmer.

Bruno ging vorwärts und öffnete leise die Thüre, die zu Arthur's Schlafzimmer führte. Das gedämpfte Licht einer Nachtlampe erhellte sie nur zum Theil. Er sah einen Mann — den Arzt — der sich über eine auf dem Bette liegende Frauengestalt beugte — neben dem Bette einen Kübel mit Wasser, in welchem Eisstücke schwammen — er trat näher — und erkannte in der todtenblassen Kranken, die schwer athmend mit geschlossenen Augen dalag, Leonie Greifenstein.

Bruno blieb bei diesem Anblick wie erstarrt stehen.

Er hatte diese Frau so heiter, so übermüthig, so glücklich, so schön, so gefeiert gekannt! Er hatte sie geliebt. Er hatte sie in seinen Armen gehalten. Dann hatte er sie hassen gelernt. Nun erfuhr er mit einem Male, daß sie die Geliebte seines Bruders geworden. Sie hatte nicht gut an ihm gehandelt, und doch schnürte es ihm jetzt, da er sie so vor sich liegen sah, das ganze Herz wie zum Ersticken zusammen und seine Augen füllten sich mit Thränen.

Langsam, auf den Fußspitzen, ging er zurück.

Doch Leonie — das war klar — konnte nicht hier gelassen werden. Arthur's Entschluß, sie in seine Wohnung zu transportiren, war nur ein desperater und flüchtiger Ausweg gewesen, der eine große Verlegenheit beseitigte, um eine noch ärgere herbeizuführen. Was hätte aber auch jeder Andere an Arthur's Stelle thun können?

Was sollte weiter geschehen?

Angesichts des lebensgefährlichen Zustandes der Unglücklichen, welcher nicht nur auf ein langes Krankenlager schließen ließ, sondern auch unerwartet schnell den Tod zur Folge haben konnte, schien es unerläßlich, daß sie auf's Allerschnellste in ihr Haus zurückgebracht

werde. Die Lage, die sich nun einmal durch kein Arrangement ausgleichen ließ, mußte, wie sie war, acceptirt werden, und Arthur durfte unter den obwaltenden Umständen die für ihn entspringende Verantwortlichkeit nicht berücksichtigen. Er war auch auf jede Eventualität gefaßt. Er wußte aber auch, daß den öffentlichen Skandal zu verhüten, seine Pflicht sei. Leonie sollte also in's Haus ihres Gemahls zurückgebracht werden und Grauwak die Mission übernehmen, sie zu begleiten und dem General die ersten Eröffnungen zu machen. Wie aber Leonie's Ausgang in später Nacht erklären? Arthur rieth, Grauwak möge sagen, Frau von Greifenstein habe sich noch in einer dringenden Angelegenheit zu Thieboldsegg's begeben wollen. Vor Allem trug er ihm auf, sich vorerst an Leonie's Kammerfrau, Mademoiselle Susanne, eine Französin, die aus Paris mitgekommen war, zu wenden, die, schlau und gewandt, wenn eine Ausrede noch möglich, diese gewiß finden würde.

Der Morgen dämmerte kaum, als eine zugedeckte Tragbahre, auf welcher Leonie lag, sich langsam gegen die innere Stadt bewegte. Der Arzt begleitete sie, Grauwak hatte einen Vorsprung genommen.

„Da sehen wir wieder einmal, welches Unheil Gott Amor anrichten kann!" monologisirte Grauwak, der aus Abneigung gegen den in die Mode gekommenen Sentimentalismus selbst seiner gefühltesten Klage eine humoristische Einkleidung zu geben gewohnt war. „Hab' ich nicht Recht, wenn ich immer gegen Liebschaften predige? Armer Arthur! Sein Knochenbruch ist das Geringste, auch ein Duell ginge noch hin, aber ich fürchte, ich fürchte — dies kostet ihm seine ganze Carrière! Und die Vorwürfe, die er sich macht! Ich bedauere ihn weit mehr, als diese Baronin, die schon mit Bruno eine Liebschaft hatte und nun den Bruder umgarnt hat. Wie mich wohl der Gemahl empfangen wird? Wie ich als Diplomat bestehen werde? Zum Glück sind die Generale unserer Armee nicht eben die gefährlichsten" . . . .

Er zog die Klingel und trug dem Portier auf, Mademoiselle Susanne, die Kammerfrau der Baronin, herabzurufen.

Diese erschien beinahe unmittelbar, man sah ihr's an, daß sie die Nacht schlaflos in ihren Kleidern verbracht hatte.

Die Tragbahre stand schon im Hausflur.

„Bon Dieu!“ rief die Kammerfrau mit einem Blicke des Entsetzens auf die Umstehenden. „Sie bringen doch nicht da die Frau Generalin?“

„Wie kommen Sie auf den Gedanken?“ fragte Grauwak.

„Madame ist spät in der Nacht fortgegangen“, erwiderte Susanne. „Sie wollte erst mich nehmen mit, dann entschloß sie sich, zu gehen allein. Mon Dieu, mon Dieu! Mon coeur me dit, que c'est Madame!“

„Sie ist es“, sagte Grauwak, „es ist ihr ein Unglück zugestoßen, bringen Sie sie schnell zu Bette. Aerztliche Hülfe thut ihr dringend noth.“

Der Zug bewegte sich die Treppe hinauf, Susanne wollte ihn begleiten, Grauwak nahm sie bei Seite und sagte eiligst:

„Die Frau Generalin wollte so spät noch zu der jungen Gräfin Thieboldsegg, welche nach Venedig reisen sollte. Auf dem Wege nach einem Fiaker traf sie den Rittmeister Haldenried, welcher sich anbot, sie zu begleiten. Die Pferde wurden scheu, der Wagen brach, der Rittmeister hat den Arm gebrochen — Ihre Frau — Gott weiß, wie groß ihre Verletzung ist und ob sie mit dem Leben davon kömmt! Besorgen Sie

gleich alles Nöthige und melden Sie mich dem General. Doch ich vergaß zu fragen, ob der General bereits von dem Ausbleiben seiner Gemahlin Kenntniß hat und ob —"

„Mon Dieu, ce pauvre homme ne se doute de rien!" erwiderte Susanne. „Er schläft, er glaubt, Madame seien ruhig in ihrem Bett. Nur ich — o Monsieur — ich war in Sorge und habe zugemacht kein Aug' —"

„Also wecken Sie rasch den General", sagte Grauwak, „und melden Sie mich ihm. Hier meine Karte. Ich bin ein intimer Freund des Rittmeisters Haldenried — doch das brauchen Sie dem General nicht zu sagen."

Es war wahrlich ein Glück, daß Susanne ebenso anhänglich als verständig war. Sie begriff wohl, daß es sich keineswegs um die Abreise der Comtesse Thieboldsegg, wohl aber um den Ausmarsch des Rittmeisters handelte. Kaum hatte sie Sorge getragen, daß ihre Herrin zu Bette gebracht und der Hausarzt gerufen werde, als sie auch schon den General aus seiner Ruhe herausallarmirte.

Es ist überflüssig, zu beschreiben, mit welchem

Erstaunen der Schrecken des alten Herrn gemischt war. Im Schlafrock, die nackten Füße in Pantoffeln eilte er in das anstoßende Schlafgemach seiner Frau.

Leonie sah wie leblos aus. Die Marmorblässe ihres Gesichts ließ einige auf ihrer Stirn geronnene Blutstropfen noch greller erscheinen.

Dem General ging bei diesem Anblick Sprache und Athem aus. Die Neugier, wo und wie das Unglück geschehen, trat in ihm anfangs ganz zurück. Er sah nur ein unglückliches Opfer vor sich und nicht die sträfliche Unbesonnenheit, welcher er den schlimmen Ausgang zuschreiben mußte, was gewiß das Zeichen eines trefflichen Herzens war. Er beachtete gar nicht die Kammerfrau, welche ihm Grauwak wiederholt vorführen wollte, er blickte unverwandt das Bett an, während sich dort die Aerzte mit der Kranken beschäftigten, bis er über den Zustand derselben unterrichtet war. Man sagte ihm, daß sie nunmehr der äußersten Ruhe bedürfe. Jetzt erst ging er langsam von der Stelle, jetzt erst tauchten die zurückgedrängten Fragen ungestüm in ihm auf, jetzt erst ließ er Grauwak, der ihm auf sein Zimmer gefolgt war, zu Worte.

„Herr General“, sprach dieser, „ich erfülle mit

schwerem Herzen die traurige Pflicht, Sie im Auftrage des Herrn Rittmeisters Haldenried von dem Hergange des beklagenswerthen Vorfalles zu unterrichten —"

„Wie kommt denn Der dazu?" fiel ihm der General in's Wort, von einem Anfall von Eifersucht ergriffen. „Ist denn Der mit meiner Frau zusammen g'wesen?"

„Er ist mit ihr verunglückt", versetzte Grauwak fest. „Erlauben Sie mir als Zeugen —"

„Das wird bunt!" rief der General, während eine dunkle Röthe über sein Gesicht zog. „Meine Frau ist in der Nacht mit einem Rittmeister verunglückt. Das ist stark! Das ist eine bunte Geschichte! Sprechen Sie, sprechen Sie!"

„Ich ging gestern", erzählte Grauwak „zwischen Zehn und Elf mit Herrn Haldenried an der Ecke Ihres Hauses vorüber. Es standen noch einige Fiaker dort. Da ruft eine Dame, eben im Begriffe einzusteigen, meinen Begleiter an. Sie sprechen einen Augenblick mitsammen, sie fordert ihn auf, sie bis an das Thieboldsegg'sche Palais zu begleiten. Der Herr Rittmeister trennt sich von mir. Meines Weges weitergehend, erreiche ich die nächste Straße. Da seh'

ich einen umgeworfenen Wagen von Neugierigen umgeben, ich sehe den Rittmeister, der einen Arm gebrochen, und jene Dame auf dem Boden bewußtlos liegen —"

„Gräßlich, gräßlich", murmelte Greifenstein.

„Da der Zustand Ihrer Frau Gemahlin", fuhr Grauwak fort, „keinen Zeitverlust zuzulassen schien, machte man von dem menschenfreundlichen Antrage einer der herbeigeeilten Personen Gebrauch, sie in das nächste Haus zu schaffen, um ihr dort den dringendsten ärztlichen Beistand zu leisten. Leider zeigte es sich, daß es keine vorübergehende Ohnmacht war. Stunden vergingen. Da erst gab mir der Herr Rittmeister, der bis dahin seine eigenen Schmerzen vergessen hatte, beinahe dem Zusammenbrechen nahe, nach erfolgter Gutheißung des Arztes den Auftrag, die Frau Generalin, ohne Aufsehen zu erregen, in einer Tragbahre hieher zu geleiten —"

„Ich dank' Ihnen", sagte der General, Grauwak die Hand bietend.

„Ich bedaure", sprach der Letztere, „bei einer so traurigen Veranlassung die Ehre gehabt zu haben, Ihre Bekanntschaft zu machen —"

„Ich werd' den Rittmeister nächstens sprechen", rief Greifenstein dem Abgehenden nach. „Sagen's ihm vorerst, daß ich ihm die Unb'sonnenheit sehr übel nehme, der tollen Aufforderung meiner Frau g'folgt zu haben!"

Als Grauwak sich entfernt hatte und Susanne eingetreten war, sagte der General:

„Das ist zum Schlagtreffen! Ich glaub' meine Frau liegt im Bett und statt dem liegt sie blutend auf dem Straßenpflaster. Und Ihr Alle, wieviel Ihr auch im Hause seid, wißt nichts? Habt Ihr keine Ohren? Kann man denn in unserer Wohnung zur Nachtzeit aus- und eingehen, ohne daß Ihr etwas merkt?"

„Pardon, Monsieur le géneral", sagte Susanne. „Mir hat allerdings Madame gesagt, daß wollen machen noch eine wichtige Gang, wiewohl sie bereits war in tief Negligé. Sie ist gekommen in mein Zimmer, ou j'étais encore à repasser le linge. Sie wollte mich mitnehmen zur Begleitung. Dann sagte sie wieder: nein, nein bleib'. Ich glaubte, qu'elle avait changé d'opinion, daß sie hat verändert ihre Absicht und wird bleiben zu Hause."

„Wo wollte sie denn hin?“ fragte der General mit inquisitorischer Miene. „Weißt Du das nicht? Red'!“

„Mais oui, Monsieur, Madame wollte fahren in das Palais Thieboldsegg.“

„Das kann nicht sein, der Graf ist ja schon vorgestern Abend abgereis't!“ fiel der General ein.

„Und doch wollte Madame in das Palais. Sie hatte vermißt den ganzen Tag ein Medaillon von ihrem Bracelet, und es gesucht den ganzen Tag. Abends sagt sie zu mir: Ich bin gewiß zu haben verloren das Medaillon, als ich hab' gemacht meine letzte Visite beim Grafen. Suzanne, vous irez demain faire des recherches! Aber die Sache ist ihr immer herumgegangen im Kopf, sie hat gehabt keine Ruh' —“

„Da haben wir den Quark! Um einen Quark hat es sich gehandelt“, rief der General. „O diese Weiber! diese Weiber! Jetzt haben wir die Bescheerung!“

Susanne entfernte sich. Als ihr weniger als vierundzwanzig Stunden vorher ihre Herrin gesagt hatte: „Susanne, ich vermisse mein Medaillon!“ hatte sich die Kammerfrau gedacht: Soviel mir zur Erklärung! Sie hat es dem Rittmeister als Andenkenge schenkt

Nun war ihr doch eingefallen, das abhanden gekommene Medaillon zur Entschuldigung zu verwerthen.

Der General, allein auf seinem Zimmer, blieb noch lange in fortdauernder Erregung stumm und wie gedankenlos, nur sehr allmälig lichtete sich sein Kopf, seine Gedanken richteten sich auf den Rittmeister.

„Wahrhaftig", sagte er zu sich, „so irrt sich der Mensch, wenn er mehr denkt, als frägt. Ich hätt' wirklich g'glaubt, daß meine Frau eine Z'sammenkunft mit dem Rittmeister g'habt hat, weil er abmarschirt. Wer möcht' aber auch in meiner Lag' was Anderes denken? Und doch war ich auf dem Holzweg. Dem Menschen von vorhin, den mir der Rittmeister herg'schickt hat, hab' ich natürlich nix g'glaubt, hab' mich nur meine Ehre zu salviren so g'stellt, als ob ich ihm glaubet'. Ich hab's für eine abgekartete G'schichte gehalten, aber jetzt, da mir die dumme Gans, die Susanne, die doch nix davon wissen kann, in ihrer Unschuld dasselbe plappert, hab' ich doch wenigstens zu meinem Trost die G'wißheit in den Händen, daß hinter dem nächtlichen Verschwinden meiner Frau nix Böses steckt. Es ist nur die Ueberspanntheit, die in ihrem Charakter steckt. Sie ist g'schossen, rein g'schossen.

O Du Arme, wie grausam mußt Du jetzt dafür büßen —"

Er kleidete sich hastig an und eilte an das Krankenbett.

Um dieselbe Zeit war Grauwak bei den Brüdern wiedererschienen, die ihn mit ängstlicher Sorge erwarteten. Er meldete die gelungene Uebertragung der Kranken und den verhältnißmäßig glücklichen Ausgang seiner Mission. Nun erst glätteten sich die verstörten, überreizten Züge des Kranken, seine Klagen verstummten, seine brennenden Augen schlossen sich, er sank in einen tiefen, ohnmachtähnlichen Schlaf.

Nun ging auch Bruno zu Bette. Er hoffte trotz alledem und alledem, daß der Ausgang der Geschichte nicht geradezu desperat sein werde. So wäre es gewesen, wenn nicht unvorhergesehene Zufälle wieder Alles vernichtet und Leonie selbst Das, was die Vorsicht Arthur's und Grauwak's gutgemacht, wieder gewaltsam umgerissen hätte.

Ende des ersten Bandes vierter Abtheilung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des ersten Bandes vierter Abtheilung.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meißner, Alfred <<von>>,

Schwarzgelb Roman aus Oesterreichs letzten 12 Jahren

Bd.: 4. Abtheilung, 1. Band

Berlin 1864

P.o.germ. 1772 g-4,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124611-5